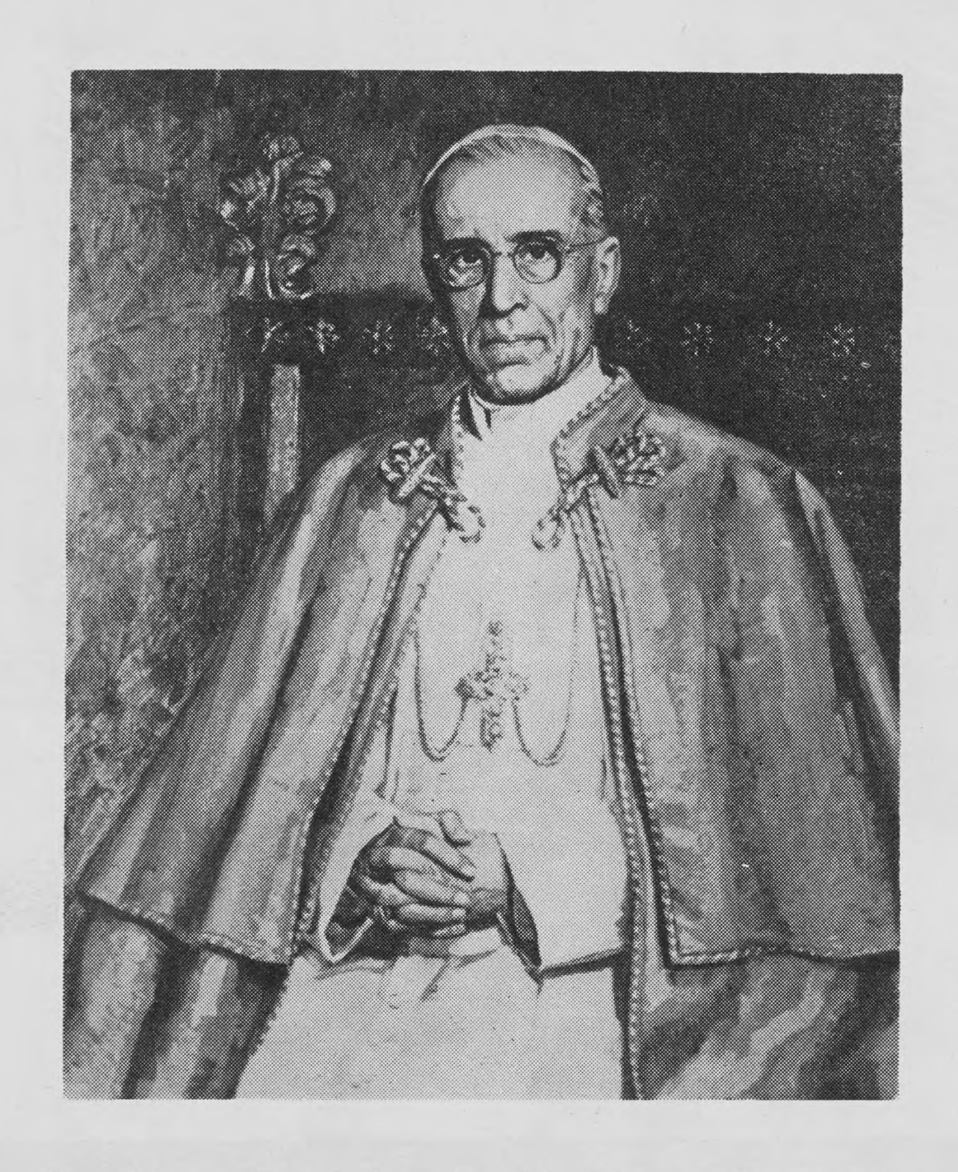


Papst Pius dem XII. zum Gedächtnis

DER MARIENBOTE

November 1958



Dem Vater aller Seelen, dem Nachfolger aller Heiligen,
dem 261. Stellvertreter Christi auf Erden
Papst Pius XII.
unser Beten und unsere Liebe.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang **November 1958, Battleford, Sask.** **No. 2**

Papst Pius XII

Wer Papst Pius XII. wirklich war, welche Rolle er in der Geschichte der modernen Kirche und in der Geschichte der ewig ruhelosen, ewig neuen Zielen zudrängenden Menschheit innegehalten, wird uns die Geschichtsforschung noch klarmachen müssen.

Man hat ihn während der letzten Wochen in der Weltpresse oft den "politischen Papst" genannt, auch den "Diplomaten auf Petri Stuhl". Man hat darauf hingewiesen, wie vorsichtig sich Pius XII. durch die düstere Verwirrung zwischen Ost und West durchzutasten suchte. Kirchenpolitisch mußte er sich an die Länder des Westens halten, wo der Kirche volle Religionsfreiheit gewährt ist und von wo ihm großzügigste Unterstützung seiner Werke von den Katholiken kam. In seiner Seelsorge um die über 52½ Millionen Katholiken der "Schweigenden Kirche" hinter dem Eisernen Vorhang war er zu gleicher Zeit bereit, mit kommunistischen Regierungen einen modus vivendi einzugehen und gewisse Zugeständnisse zu machen (z. B. in Polen), die mitzeiten engherzig aufgefaßt und kritisiert wurden.

Weltanschaulich blieb Pius XII. vom Westen genau so frei wie vom Osten. Seine berühmte Weihnachtsbotschaft an die Welt von 1956 hat klarstens gezeigt, wo Papst Pius XII. stand. Der Materialismus des kommunistischen Ostens und auch der Materialismus der westlichen Welt wurden von ihm deutlichst umschrieben und verworfen. Mahnungen wurden den Christen des Industriezeitalters, der kontrollosen Rüstungsbewegung und der "Bewunderung der äußeren menschlichen Macht" erteilt, und Jesus Christus als der einzige feste Halt des sozialen und geschichtlichen Lebens der Menschheit und des Einzelchristen genannt.

Auch als "Papst der modernen übernationalen Kirche" wurde Pius XII. in der Weltpresse besprochen. Im Jahre 1955 ließ Pius XII. die Welt wissen: "Es gibt Geschichtswissenschaftler, genauer gesagt Geschichtsphilosophen, die die Behauptung aufstellen, das Christentum, und somit die Kirche, sei an die Kultur Europas gebunden, gehöre deswegen der westlichen Welt an. . . Es ist sich die Kirche jedoch voll bewußt, daß es ihre Sendung und ihre Aufgabe ist, allen Zeitaltern und allen Menschen zu dienen. Sie ist an keine bestimmte Kultur gebunden, ist immer bereit, mit jeder Kulturform in Verbindung zu treten. Sie achtet und sie läßt vollständig unangetastet, was in den verschiedenen Kulturen der Völker und Rassen nicht naturwidrig ist. Doch jeder Kultur sucht sie Christi Wahrheit und Gnade einzuhauchen, ihnen somit etwas zu geben, wodurch sie alle miteinander verwandt werden."

Vor nicht ganz einhundert Jahren hatte sich der säkularisierte Westen mit lauten Deklarationen von der Kirche losgesagt. Papst Pius XII. hat die Unabhängigkeit der Kirche vom Westen erklärt und auch praktisch eingeleitet.

Nicht-italienische Kardinäle wurden ernannt. Fast alle Erdteile, auch der Ferne Osten (Indien und China) und die Kirche des östlichen Ritus sind heute im Kardinalskollegium vertreten.

Energisch griff Pius XII. über die Grenzen Europas hinaus, um die Kirche in anderen Erdteilen auszubauen, besonders in Afrika und China. Bekannt ist seine große Afrikamission-Enzyklika. Die Zahl der afrikanischen Bischöfe, erwählt aus den Reihen des Landesklerus, war beständig am Wachsen. Die Zahl der Katholiken Afrikas stieg während der Regierungszeit Pius XII. von 5 Millionen auf 19 Millionen.

China begann sich unter seiner Leitung vom Missionsland zu einem Kirchengebiet mit von eigenen Bischöfen und Priestern versorgten Provinzen zu entwickeln. Gerade von dort kam aber auch der schwerste Gegenschlag: Priester ließen sich unabhängig von Rom die Bischofsweihe erteilen, eine "katholische Nationalkirche" wurde gegründet, und Millionen von Katholiken durch die politischen Schachzüge Rotchinas von der Gemeinschaft mit Christi Stellvertreter abgeschnitten.

"Als Gott dem Menschen den Auftrag gab, sich die Erde untertan zu machen, hatte Er ohne Zweifel auch den Weltraum im Sinn", sagte Pius XII. in einer seiner Ansprachen.

Er selbst folgte diesem Grundsatz im theologischen Sinne: Die ganze Erde mit allen Äußerungen des menschlichen Lebens und der menschlichen Beziehungen Christus untertan zu machen, und persönlich über allen Weltraum hinaus bis zu Gott hinausgreifen, war das Programm seines hohen Amtes.

Pius XII. lebte ganz im Überirdischen — die Weltpresse war sich in ihrer Berichterstattung einig, daß der verstorbene Papst ein Mensch außergewöhnlicher Heiligmäßigkeit gewesen sei — und er lebte ganz im Irdischen. In seinen vielen Enzykliken und Ansprachen, die man jetzt sammelt und deren Herausgabe zehn starke Bände zählen wird, sprach er über tiefdogmatische Wahrheiten, über Gottes Moralgesetz, angepaßt den modernsten Welt- und Lebensproblemen, und er sprach auch über das Autofahren, über Sport, über Frauenmode und Schönheitsköniginnen.

Kein Papst und keine andere internationale Persönlichkeit der Geschichte hat so viele Millionen Menschen über die allerverschiedensten Angelegenheiten des öffentlichen und des privaten Lebens ansprechen können wie Pius XII. Jedes seiner Worte gab eine Entscheidung, und jede Entscheidung galt nur einer einzigen Idee: "Gott und Seinen Christus der Welt einzufügen" (Weihnachten 1956).

Dem durchchristlichten, dem heiligen Menschen galt seine größte Bewunderung und Liebe. 33 Männer und Frauen der Kirche wurden von ihm heilig, und 169 Menschen selig gesprochen. Nur ein Papst hat seit 1590 mehr Heilig- und Seligsprechungsprozesse führen lassen als Pius XII.

Er selbst war demütigster Nachfolger aller Heiligen. Weltbekannt, einerseits höchst bewundert, andererseits schärfsten von Nichtkatholiken und rationalistisch gesinnten kalten Katholiken, war seine große Marienverehrung. Als Knabe war es die "Heilige Maria vom Wege", eines der bekanntesten Marienbilder Roms, der seine ganz besondere Verehrung galt. Als Papst wies er den Menschen den Weg durch Maria zu Christus hin. Feierlich erklärte er das Dogma der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Am Ende des Marianischen Jahres 1953/54 führte er das Fest "Maria Königin" ein.

Er starb während des Marianischen Lourdes-Jahres, das er angeordnet hatte. Am 13. Oktober, am Tage der letzten Gottesmuttererscheinung von Fatima vor 41 Jahren, wurde er ins Grab gelegt. Seine Bischofsweihe empfing er am 13. Mai 1917, am Tage der ersten Marienerscheinung in Fatima.

Seine Anleitungen zum vertieften christlichen Leben sind noch lange nicht ganz ausgewertet worden. Neben seinen Aufrufen zur Marienandacht — die er genauestens als "Andacht, die zu Christus führen muß" bezeichnete — erließ er das so allseitig begrüßte Gesetz der Erleichterung des eucharistischen Fastens. Über die "Notwendigkeit der Christusverehrung" durch Eucharistie und praktische Nachfolge in den "gegenwärtigen Nöten der Kirche", über "Christus, das Heil unserer Zeit", schrieb er in seiner bekannten Enzyklika über die Herz-Jesu-Verehrung.

Unter seinen vielen liturgischen Erneuerungen wird man eines Tages als eine seiner wichtigsten Entscheidungen das zählen, was er am 23. September 1956 zu den Teilnehmern des Internationalen Kongresses für Liturgie und Seelsorge (Assissi, 18.–22. Sept. '56) über die Bedeutung des Glaubensgutes und des Gnadenschatzes in der Liturgie erklärt hat.

Es ist unmöglich, in ein paar Zeilen alles zu erwähnen, was der Kirche und der Welt an Anleitung von Pius XII. gekommen ist. In seiner Thronrede sagte er: "Ich bin vielleicht der letzte Papst der dem Herrn alles bewahren wird — und ich werde auch alles zu erhalten suchen!"

Trotz aller Widerstände von Seiten der Rassenpolitiker, trotz Krieg und Eisernem Vorhang,

wuchs die Zahl der Katholiken unter ihm von 388,402,600 auf 496, 512, 000. Einer Statistik vom September 1958 nach zählt die Kirche 1627 Bistümer. 434 wurden bis September 1958 von Papst Pius XII. gegründet. In Europa 13, in Asien 166, in Afrika 127, in Nordamerika 31, in Mittel- und Südamerika 93, und in Australien 4.

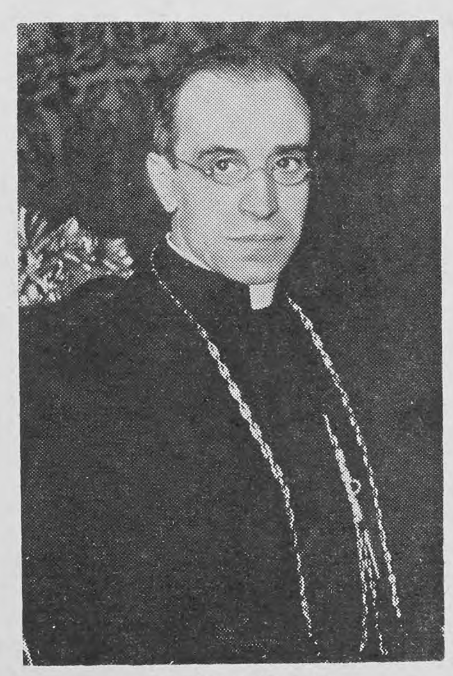
Das wirklich Packende an Pius XII. war seine tiefe Hingabe an Gott und seine Liebe zur Menschheit, lebend in dieser Welt. In der Welt, die dem Willen Gottes nach nicht nur Kreuz ist und nicht verachtet werden soll. Wie ein letztes Testament an die Menschheit des 20. Jahrhunderts klingen die Abschlußworte seiner Weihnachtsansprache von 1956. Worte, in denen sich zeigt, was Pius XII. als Mensch und als Papst der Welt sein wollte:

"Die Menschheit von heute, gebildet, mächtig und lebensvoll, hat vielleicht ein größeres Anrecht auf irdisches Glück in Sicherheit und Frieden, aber sie wird es nicht in Tat umsetzen können, solange sie in ihre Berechnungen, in ihre Pläne und ihre Verhandlungen nicht den höchsten und entscheidendsten Wert einfügen wird: Gott und Seinen Christus. Der Gott-Mensch kehre zurück zu den Menschen, der König, der Anerkennung und Gehorsam findet, wie Er geistig an jedem Weihnachtsfest zurückkehrt, um sich in die Krippe zu legen zum Opfer für alle. Das ist der Wunsch, den wir heute der großen Menschheitsfamilie entbieten, in der Gewißheit, ihr den Weg ihres Heiles und ihres Glückes aufzuzeigen."

– Der Schriftleiter

Pius XII erscheint zum ersten Mal wieder in der Öffentlichkeit nach seiner schweren Krankheit (1954)





Kardinal Pacelli



Papstkrönung 1939



Koenigin aller Heiligen

vom Schriftleiter

In der Kathedrale der italienischen Hafenstadt Ancona wird das Gnadenbild "Maria, Königin aller Heiligen" verehrt. Über 400 Jahre alt ist es. 1550 hatte ein Seeman es der Kathedrale geschenkt. Vor diesem Bilde hatte er gewacht und gebetet, in einer stürmischen Nacht, als sein Sohn sich in höchster Seenot befand. Maria hatte geholfen, und ihr Bild wurde bald berühmt. Es wurde auf einen der Seitenaltäre der Kathedrale gestellt. Viel Liebe schenkte ihm das Volk von Acona.

In den Jahren 1796 und 1797 waren die Pilgerscharen kaum zu zählen, die zum Gnadenbild Anconas, zur "Königin aller Heiligen", kamen. Erfaßt vom demütigen Beten, vom Vertrauen und Hoffen der Pilger, begannen sich plötzlich viel Ungläubige zu bekehren. Der Stadtrat Anconas beschloß nun, dem Gnadenwirken Mariens von Ancona öffentliche Anerkennung zu zollen. Man sandte nach Rom und bat um Erlaubnis, ein eigenes Fest zu Ehren Mariens, der "Königin aller Heiligen", einführen zu dürfen. Im Jahre 1814 ließ Papst Pius VII. das Marienbild von Ancona feierlichst krönen, und im Jahre 1845 wurde von Papst Gregor XVI. bestimmt, daß das Fest "Königin aller Heiligen" alljährlich am 26. Juni gefeiert werde.

Heute betet man überall in der Welt zur "Königin aller Heiligen." Unter diesem Titel wird Maria in der Lauretanischen Litanei angerufen, und sie bittet für uns. Denn auch wir sind zur Heiligkeit berufen, auch für uns steht Jesu Wort geschrieben: "Ich in ihnen!" (Joh. 17:23). Und daß Er in uns sei und lebe und wirke, ist Marias heiligste Fürbitte bei Gott für uns. Gott ist Mariens große Liebe, und Sein Gebot: "Das ist der Wille Gottes: Eure Heiligung" (1. Thess. 4:3) glüht ihr tief im Herzen.

Darum hilft sie immer allen, die um Heiligung des Herzens und des Lebens beten. Sie, die Königin aller Heiligen.

In Sünde sind wir alle geboren, wir Sünder und die Heiligen unter uns. Beladen mit der Erbschuld war unser ganzes Dasein schon von allem Anfang an. Im Mutterleib bereits, wo unser Leben einst erwacht, noch ehe wir das Licht der Welt erblickten, war unser ganzes Sein durchdunkelt von der Sünde.

"Geboren bin ich in Sünde, in Schuld hat meine Mutter mich empfangen" (Ps. 50:7).

Nicht meiner Mutter Sünde war es noch ihre Schuld vor Gott, daß sie mich empfangen hat. Das Mutterwerden ist niemals Sünde. Das Leben jedoch, das sie empfangen, mein Leben, erwachte in ihr im Stande unserer Stammeseltern, im Stande der Urschuld der Menschen.

In Sünde wurden wir empfangen und sind wir geboren. Fleisch und Blut sind wir vom Fleisch und Blut unserer Eltern. Doch Seele von der Seele unserer Mutter sind wir nicht. Seele sind wir vom Hauche Gottes. Gott hatte sich unserer Mutter genaht, in einem Augenblick, den niemand kennt. Damals, als unsere Mutter uns trug als Frucht ihres Leibes. Gott war ihr nahegekommen und hat in sie hineingehaucht, in den Leib, der sich unter ihrem Herzen zu formen begann, die Seele ihres Kindes.

Seele sind wir vom Atem Gottes. Und wie es jeden Vater drängt und jede Mutter zu ihrem Kinde hin, so drängt es Gott zur Seele, die Sein ist. Sein Odem und Sein Lieben, durchlebend einen Menschenleib. Und es liebt Gott den Menschen, den Er erschaffen und berufen hat zur Auferstehung zum ewigen Leben in Seiner Nähe.

"Vergißt wohl eine Mutter ihres Kindes, des eigenen Leibessprossen die Gebärerin? Und könnten Mütter sie vergessen, so vergesse Ich dich nicht" spricht Gott in Seinem Buch (Js. 49:15).

Und es vergißt der Herr uns nicht.

In Sünde sind wir geboren, doch auch in der Heiligkeit des Ehesakramentes. Unserer Eltern Glauben und Leben im Bunde des Sakramentes haben es er-

wirkt, daß wir als kleines Kind schon, ein paar Tage nach unserer leiblichen Geburt, das Sakrament der Taufe empfangen konnten.

Und durch die Taufe wurde es hell in uns. Sündenlos ward unser Menschsein, unbefleckt von aller Schuld, erfüllt von Gottes Gnade und vom Heiligen Geist, der damals Wohnung in uns nahm.

Und wir wurden der unbefleckten, der unberührten, der gnadenvollen Jungfrau Maria ähnlich. Es entstrahlte unserem Sein etwas vom Glanz der Reinheit und der Heiligkeit Mariens. Ein kleineres Licht der Gotterhobenheit waren wir zwar wohl, nicht ganz so herrlich wie Maria, doch strahlend in jenem Maß der Heiligkeit, das einem jeden von Gott zugemessen wird (vergl. 1 Cor. 12:11). Und dieses Maß ist reich genug, uns Gott dem Herrn wohlgefällig zu machen. Es galt auch uns damals, am Tage unserer Taufe, das Wort der Hl. Schrift: "Wie ein Bräutigam sich seiner Braut erfreut, so freut sich deiner Gott. Man nennt dich: Meine Freude" (Is. 62:4,5).

Heilig wird der Mensch am Tage seiner Taufe. Königin aller Taufheiligen jedoch ist Maria, die von der Sünde nie berührte, nie befleckte Mutter des Herrn. Die Gnadenvolle von allem Anfang ihres Daseins an.

Wir wurden erlöst, begnadet und geheiligt nach unserer Geburt. Maria wurde durch ihres Sohnes Kreuzverdienste vor-erlöst, und zwar so, daß sie ganz unberührt von aller Sünde blieb. In jenem Augenblick, da Gott Maria im Schoße ihrer Mutter werden ließ, sprach Er auch Sein erlösendes Wort über sie aus. Und Maria wurde Mensch ohne Erbschuld, Mensch voll der Gnaden, geheiligter Mensch.

Und so ist sie von allem Anfang an ganz anders als wir: Heller, reiner, heiliger als jedes andere Menschenkind: Königin aller Heiligen!

Unbefleckt, im Stande heiligster Gnaden, beginnt der Getaufte sein Leben hier auf Erden. Unbefleckt bleibt er jedoch nicht lange. Zwar wurden wir von der Erbschuld befreit, doch keiner bleibt sein ganzes Leben lang, was Maria immer war, alle Tage ihres Daseins hier auf Erden: Gefäß des Geistes von oben; Gefäß der tiefsten Andacht, der immerwährenden Hingabe an Gott; Gefäß aller Ehre würdig, weil Christi Leben immer in ihr war, und zwar in einer Fülle, die keinen Raum im Herzen der Erwählten ließ für selbst die kleinste persönliche Sünde, für selbst den kleinsten Schatten dem Herrn sich widersetzender Eigenliebe.

Wir alle sind Gefäße des Heiligen, sagt Gottes Schrift. Wie Maria, so auch jeder Getaufte. Während jedoch Maria nichts verlor von allem, was ihr an Begnadigung geschenkt ward, tragen wir "diesen Schatz in zerbrechlichen Gefäßen" (2. Cor. 4:7). Wir öffnen uns der Sünde und geben Raum dem Bösen. Und wir verlieren sie, die Gnade.

"Es gibt keinen Menschen, der nicht gesündigt hätte" (3. Kön. 8:46), und "wenn wir sagen würden, wir hätten keine Sünde, dann betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit wohnt nicht in uns" (1. Joh. 1:8).

Nur eine ist es, von der Gott sagt, daß ewige Feindschaft herrschen werde zwischen ihr und dem Bösen (Gen. 3:15). Und das ist Maria, die immer Gnadenvolle, die immer Heilige, die Königin aller Heiligen.

Beladen mit Sünde, Schuld und ewiger Neigung dem Bösen zu und fort von Gott, schreitet der Mensch seinen Weg durchs Leben. Wanderer ist er, sagt Gottes Buch. Wanderer der Ewigkeit zu. Und es führt das Wandern durch schlimme Nacht. Durch Dunkelheiten, in denen wir Gott nicht sehen, wo der Mensch nur seiner selbst zu gedenken scheint, sich selbst nur zu empfinden und zu kennen. Sich selbst und vieles, was das Ebenbild des Herrn in ihm zerstört.

Wer weiß, was diese Nacht bedeutet und wo der Weg zur Gnade ist, wird immer tun, was alle Heiligen hier auf Erden getan: Er wird aufschauen zur "Odigritia", zur Wegleiterin Maria, wie die griechische Kirche die Jungfrau nennt. Aufschauen zu Maria, dem strahlendsten, köstlichsten Meisterwerk menschlicher Gottähnlichkeit, hervorgegangen aus Gottes Hand und Liebe, erschaffen Seinem Sohn, und erschaffen uns zum Vorbild und als helfende Mutter.

Alle Heiligen haben zu ihr aufgeschaut. Alle, denen Maria heut im Himmel Königin ist. Die heiligen Apostel, die heiligen Martyrer, Jungfrauen, Bekenner, und alle die vielen anderen ihrer Scharen.

Marias Schutz und Himmel war der Allmächtige. Auch den Heiligen hier auf Erden war und ist Er immer Kraft und Begnader.

Doch "nach dem Mittler (Christus) Vermittlerin der ganzen Welt, aller Gnaden Spenderin" (St. Ephrem d. Syrer, gest. 373) war den Heiligen seit den Urtagen des Christentums Maria, die wunderschön prächtige, die hohe und mächtige, liebreiche Frau. Und was St. Bernhard vor 800 Jahren geschrieben, war allen unseren Heiligen zweites Glaubensbekenntnis gewesen, nach dem sie sich ihr Leben lang gerichtet haben:

"Um Seine Huld und Gnade zu zeigen . . . wollte Gott dem ersten Weib ein zweites gegenüberstellen.

Der Rosenkranz gehört in die Hand der Mutter

Wenn am Abend, nach der Arbeit und Hetze des Tages, Perle um Perle durch die Hand der Mutter gleitet und die Geheimnisse des Rosenkranzes an ihrer Seele vorbeiziehen, dann ist es, als ob zwei Mütter die Aufgaben ihres Lebens miteinander besprechen würden, ihre Freuden und ihre Leiden. Mutter und Gottesmutter weben gemeinsam an dem Mantel der Liebe, der die kleine und die große Welt umpfängt.

Den zweiten Teil des Ave füllt die Mutter mit den Anliegen, die sie bewegen: mit der Sorge um die Freiheit der Kirche und den Frieden in der Welt, aber auch mit den persönlichen Sorgen um Mann, Kinder und Enkelkinder, der Sorge um ihre Gesundheit und um ihr zeitliches und ewiges Heil. In das Wörtchen "bitte für uns j e t z t" legt sie die augenblickliche Not und weiß dann alle und alles geborgen unter dem Mantel der hilfreichen, gütigen und barmherzigen Mutter des Herrn. **M.V.**

Eva war ein Dorn, sie schlug Wunden. Maria war eine Rose, sie brachte allen Freude. Eva war ein Dorn, sie brachte allen Tod. Maria war eine Rose, sie schenkte allen das Heil. Maria war eine Rose, weiß ob ihrer Jungfräulichkeit, rot ob ihrer Liebe; weiß dem Fleische nach, rot der Liebe nach; weiß in ihrem Streben nach Tugend, rot, da sie die Sünde mit ihren Füß niedertrat; weiß, da sie ihr Herz rein bewahrte, rot, da sie ihren Leib abtötete; weiß in ihrer Liebe zu Gott, rot ob ihres Mitleides mit dem Nächsten."

Rot ob ihres Mitleids mit uns Menschen, denen sie immer Hilfe ist, die Mächtige bei Gott. "Maria empfing Jesum aus Himmelshöhen und schenkte Ihn uns" (St. Bernhard), und schenkt Ihn einem jedem, der Zuflucht zu ihr nimmt. Sie selbst war "hoch erhoben über alle Engel, als sie das ewige Wort aus dem Herzen des Vaters selbst empfing" (St. Bernhard).

Hoch erhoben über alle Engel und Heiligen wird sie dieser Mutterschaft auch ewig bleiben. Aus ihr strahlt Gott uns zu, und was immer wir an ihr bewundern, zieht hin zu Gott und macht uns Gott anziehend. Er ist es, den Marias Lippen preisen und den auch jeder lobt, der Maria kennt, die Königin der Heiligen.

Wir aber hoffen und harren der Stunde, da auch uns einmal der Tag kommt, an dem sie uns leiten wird die allerletzten und allerschönsten unserer Schritte: Von hier zu Gott, damit Er uns besitze und wir Ihn — für alle Ewigkeit. Dann werden auch wir einstimmen in das Dankeslied aller Heiligen der Himmel.

"Freut euch, ihr Cherubim, lobsingt,
ihr Seraphim, grüßet eure Königin.
Salve, salve, salve Regina!"



Von hier gab Pius XII. seinen Segen "Urbi et Orbi" der Stadt Rom und der ganzen Menschheit.

Im Hintergrund das Kreuz

Eindrücke von dem großen Treffen der deutschen Katholiken

Berichtet von Manfred Plate "Der Sonntag" Limburg



Der Deutsche Katholikentag in Berlin, August 1958, war weder Aufzug des "politischen Katholizismus" noch hochstrahlende Feier glaubender Massen. Die "betende und beichtende Kirche" wurde erlebt. Und durchweht war alles vom Kreuz, das die Gläubigen der Sowjetzone tragen.

Die Menschen gingen ihrer Arbeit nach, vergnügten sich und bummelten, saßen an den warmen Abenden in den zahlreichen Vorgärten der Restaurants und wußten kaum etwas davon, daß die Kirche Gottes Gast ihrer Stadt war.

Die Kirche war wahrhaftig nur ein Gast. Kein gerade unfreundlich empfangener und wirsch aufgenommener, nein, aber doch einer, den man mit gleichgültiger Miene abtut. Berlin ist eine ungläubige, eine freundliche und eine großzügige Stadt. Und der Omnibusschaffner, der inmitten des Massenandrangs am Messedamm stöhnte: "Kinder, ick werde aba froh sein, wenn dieser Zauba hier vorbei ist!", hatte es nicht so böse gemeint, wie es sich anhörte. Gerade nämlich hatte er einigen ländlichen Frauen, die sich im Verkehrsgewirr absolut nicht zurechtfanden, mit unendlicher Geduld Auskunft gegeben. Die Kirche war Gast einer säkularisierten Großstadt. Es war anders als in Köln, Fulda oder Passau: das sind Städte, die das Christentum mit aufgebaut hat.

Wenige werden daran gedacht haben: Die Großstadt Berlin und der Deutsche Katholikentag sind Geschwister. Sie sind beide Kinder des 19. Jahrhunderts. Als in Berlin die Mietskasernen in die Höhe wuchsen, als die Maschinen die Manufakturen verdrängten, Liberalismus und Atheismus das Feld beherrschten, sahen sich die Katholiken gezwungen, in großen Veranstaltungen ihrem Glauben Gehör zu verschaffen. Die ersten Katholikentage waren ein Protest genau gegen den Zeitgeist, der die Stadt Berlin in die Höhe und in die Breite trieb. Wenn man sich diese Tage hier in Berlin aber ansah, wußte man, wie vieles sich seit jenen Tagen doch schon geändert hat. Die feindlichen Geschwister des 19. Jahrhunderts sind sich ein wenig nähergekommen. Jeder hat sich in der neuen Situation eingerichtet: Der Zeitgeist mußte erkennen, daß die Kirche doch nicht untergeht, ja, im Gegenteil, einen Erneuerungsprozeß durchmacht, der seinesgleichen sucht in der Kirchengeschichte, und die Kirche mußte erkennen, daß das Mittelalter nicht mehr wiederkommt, daß die Einheit von Thron und Altar eine Utopie war, eine gefährliche Utopie.

Vom politischen Katholizismus war wenig zu spüren auf diesem

Katholikentag. Um so mehr trat etwas in Erscheinung, das sich auf den anderen Katholikentagen nicht fand: die ungeheure Bedeutung, die der einzelne in der Kirche heute hat. Die Weite der Großstadt, das Fehlen eines zentralen religiösen Mittelpunktes, der Mangel jeglichen sakralen Charakters im Stadtbild wirkte sich dahin aus, daß jeder mehr auf sich selbst zurückgeworfen wurde als in die Gemeinschaft. Gewiß, es gab große Gemeinschaftserlebnisse, wo aber gab es so etwas wie die große Schiffsprozession in Köln, wo förmlich eine ganze Stadt betete? Die Rolle des einzelnen — das war das, was man den "betenden und beichtenden Katholiken" nannte. Es wurde noch niemals soviel gebeichtet auf einem Katholikentag wie hier. Die Beichte ist das Sakrament des einzelnen, ist der Ort, wo der einzelne Gott begegnet, der einzelne ins Angesicht Gottes tritt. Als der Rezensent am Abend, da im Olympiastadion im Lichte von Zehntausenden von Kerzen das Kreuz des Herrn verehrt wurde, in die Sakramentskapelle trat, kam gerade ein Priester aus dem Beichtstuhl, um ein wenig Luft zu schnappen. Er war bleich und erschöpft, der schwarze Anzug zerknittert, das Haar zerwühlt, und man sah ihm an, daß er schon lange Zeit kein warmes Essen gehabt hatte. Es war schon spät, und es waren nicht mehr viele Leute in dem nüchternen Raum, der als Kapelle diente. Der Tag war für ihn zu Ende. Er hatte in das Herz des Katholikentages gesehen.

Auch am Messegelände, im französischen Pavillon, war eine Sakramentskapelle. Stunde um Stunde waren die Bänke mit Betenden besetzt. Vor den weiten Gastflügeln des Eingangs war ein gleichmütiger Springbrunnen, an dessen Rand man sich immer wieder traf: zum Gespräch, zum Wiedersehn, zum Adressenaustauschen. Man konnte diese Dinge als das Normale ansehen: Die großen Veranstaltungen waren Ausnahmen, waren Höhepunkt und Gipfel. Der Alltag des Katholikentages war das Persönliche, das man überall erlebte.

Da lebt in Ostberlin ein alter Pfarrer, der eine der größten Pfarreien Berlins leitet. Der Schreiber besuchte ihn in seinem Pfarrhaus und unterhielt sich mit ihm von früheren Zeiten: als man nach dem Krieg daranging, die Jugendarbeit wieder aufzubauen, als ein Jugendheim ausgestattet wurde, von den ersten Angriffen der FDJ usw. Es war Hungerzeit damals, und wir lachten herzlich, als die Rede auf die sogenannten "Heringskatholiken" kam. Sie waren immer nur dann "katholisch", wenn im Pfarrsaal "Austeilung" war: sehr oft Matjesheringe, aber auch amerikanische Kekse, Milchpulver, Butter — aber was ist dort seit diesen Zeiten anders geworden? Es gibt auch heute noch dort die Heringskatholiken, es gibt immer noch Reiberei mit Polizei und Behörden, es gibt immer noch Bespitzelung und Gefahr auf allen Seiten.

Sehr wenige wissen, daß nicht nur im Kirchenvolk, sondern auch im Klerus des Bistums Berlin ein Riß mitten hindurch geht. Kein Geistlicher darf von Westberlin in den Osten versetzt werden, keiner vom Osten nach Westberlin. Es gibt Situationen, in denen ein Dekanat, ja eine Pfarrei zum Teil im Westen, zum Teil im Osten liegt: für jeden Teil muß eine eigene Seelsorge geschaffen werden. Noch größer aber ist die Gefahr des Auseinanderlebens. Man kann die Lage im sowjetisch besetzten Gebiet nur aus eigener Anschauung kennenlernen, und sehr oft hörten wir Beschwerden über die Verständnislosigkeit des Westens den Problemen des Ostens gegenüber. "Schließlich müssen wir doch mit denen hier auskommen!" sagte ein Kaplan, "und wir müssen uns entsprechend einrichten! Man kann nicht vom Westen her über das Martyrium sprechen usw., wenn man nicht selber in der Patsche sitzt!" Der Name des Bischofs von Meißen, des einzigen Bistums, das ganz in der Sowjetzone liegt, wurde mit größter Hochachtung genannt. Er habe es wirklich verstanden, gegen die atheistische Staatspropaganda aufzutreten, die Rechte der Kirche zu verteidigen, ohne den sowjetzonalen Machthabern die Türen zuzuschlagen.

Ob man wollte oder nicht, man mußte auf diesem Katholikentag sich mit dem Kreuz, das die Gläubigen der Sowjetzone tragen, auseinandersetzen. Eine Fahrt allein schon in die Gebiete der "DDR" konnte erschütternd wirken, mehr aber noch ein Gespräch mit einem

Du hast uns das Kreuz vorangetragen, o Herr

Kreuzfeier im Olympiastadion beim Katholikentag in Berlin

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller, die gelitten haben und immer noch leiden unter ungerechtem Richterspruch. Wir bringen aber auch zu Dir unsere Sorge und Not um die Seelen derer, die Unrecht taten.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller Leidenden auf Erden. Wir bringen aber auch zu Dir unsere Sorge und das Heil der Schuldigen.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze der Niedergebeugten, der Verratenen, der Denunzierten und Überlieferten. — Aber auch das furchtbare Kreuz und die Sündennot der Überlieferer.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller derer, die sich fremden Entscheidungen unterwerfen müssen. Aber auch die Kreuze derer, die vor jeder Entscheidung fliehen.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller, die leiden unter des Nächsten Not. Aber auch die Kreuze all derer, die harten Herzens sind.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze der Mütter und Angehörigen aller Opfer auf Erden. Wir tragen zu Dir aber auch die Sorgen unserer Mutter, der Kirche, Töchter.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze derer, die Dich verleugnen. Aber auch die Kreuze unseres eigenen Versagens.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller Geschändeten, Preisgegebenen und Beraubten. Aber auch die Not und Schande all derer, die sich selber preisgeben.

Wir tragen zu Dir, Herr Jesus Christus, die Kreuze aller Sünde und Schuld. Aber auch das Kreuz unserer Angst und aller furchtbaren Ängste der Menschheit.

(Aus den Texten des Kreuzweges, die Josef Gülden schrieb)

erfahrenen Seelsorger, mit den Menschen, die Tag um Tag die Last tragen, die Gottlosigkeit, atheistischer Fanatismus und ideologische Parteidisziplin sind. Schlimm steht es um die Kinder, die dort aufwachsen. Der Papst hat in seiner Rundfunkbotschaft besonders auf dieses Problem hingewiesen: Sorge um unsere Jugend. Jugendweihe, Staatsjugend, Parteiangehörigkeit der Eltern sind schwerwiegende Faktoren, die einem jungen Menschen dort seinen ganzen Lebens- und Berufsweg verbauen können.

Ein junger Mensch in ähnlicher Situation stand im Mittelpunkt einer Aufführung des "Anne-Frank-Schauspiels", das das Steglitzer Schloßparktheater unter Barlog in einer Sondervorstellung für den Katholikentag gab. In dem kleinen Theater, das schon manche glanzvolle Aufführung gesehen hat, wirkte das Stück wie eine eindringliche Predigt. Die Schauspieler waren nah, die Worte aus dem kleinen Buch von 1942 bis 1944 so aktuell, so neu und doch so bedrückend, daß der Beifall in den Händen einfror. Man dachte an die Kirche "Regina Martyrum", die in Plötzensee an der Hinrichtungsstätte so vieler Blutzeugen gebaut werden soll —die Kirche der "Königin der Martyrer". Auf den Kundgebungen sah man schon die Sammler, die für dieses Gedächtniswerk die Gaben einsammelten. Diese Kirche der Opfer der Verfolgung wird bleiben als Zeugnis von diesem Katholikentag.

Am gleichen Abend, als die Männer der Blutzeugen gedachten und in der Waldbühne sich 25 000 Jugendliche versammelten, um miteinander froh zu sein, fanden in 20 Kirchen Berlins die Christusstunden statt. Vorher hatte man sich schon die kleine Geschichte erzählt, wie zwei Jungen einen Küster fragten, ob es denn in Berlin keine Kirche zum "Beten" gäbe. Sie meinten eine Kirche, in der es leer wäre. . . Die Kirchen waren von morgens bis abens mit Betern gefüllt. In Charlottenburg, in St. Kamillus, sprach Pater Sartory, der Benediktiner von der bayrischen Abtei Niederalteich, der sich unermüdlich um die Kontakte mit den evangelischen Christen bemüht. Er hatte sich zum Thema das Johanneswort gewählt: "Ich bitte, daß alle, die an mich glauben, eins seien." Die Kollekte jener Christusstunde war für evangelische Christen bestimmt: für die caritativen Aufgaben des Evangelischen Kirchentages. Damit wurde eine Anregung des schweizerischen evangelischen Theologen Oskar Cullmann aufgegriffen, der gemeint hat, die Christen würden sich vor allem erst dann einmal gut verstehen, wenn sie füreinander beteten und opferten. In der Schweiz haben schon solche Kollekten stattgefunden: Katholiken sammeln für Protestanten, Protestanten für Katholiken. Während der Schlußkundgebung hatte Bischof Döpfner den evangelischen Christen noch einmal gedankt für ihre Hilfe beim Katholikentag, für ihre Bereitschaft, Quartiere zu stellen. Er konnte zwei Vertreter der evangelischen Kirche begrüßen: Probst Grübner und Superintendent Führ. Als das Schlußied "Großer Gott, wir loben dich" erklang, sangen diese hohen evangelischen Geistlichen mit den Hunderttausenden der Katholiken mit. In der öffentlichen Versammlung in der Messehalle VI am Freitag fragte eine Frau, wie ein gutes und fruchtbares Verhältnis zu den evangelischen Christen hergestellt werden könne. Ordinariatsrat Schenke aus Görlitz sagte: Vor allem müssen wir füreinander beten, opfern und in wahrer Toleranz Nächstenliebe zeigen.

Spät am Abend, nach der großen Schlußkundgebung im Olympiastadion, standen noch die Menschen auf der Straße vor dem S-Bahnhof. Stolz wies einer auf sein Notizbuch: Fast alle Bischöfe hatte er zu einem Autogramm bewegen können. Und immer, wenn einer der Oberhirten, die es wahrhaftig nicht leicht hatten in dieser Fülle der Veranstaltungen, die große Treppe herunterkam, müde und abgespannt, erhob sich Beifall unter den Unermüdlichen. Erst als der letzte abgefahren war, nach Stunden, verlor sich die Menge.

Im Haus des Lokalkomitees in der Kleiststraße, in der Nähe des Kurfürstendamms, waren am Sonntagabend müde, aber glückliche Gesichter zu sehen. Manch einer der Helfer hatte kaum eine Stunde Schlaf gehabt. Überall taten sie ihren Dienst, die kleinen Leute in der großen Kirche: als Ordner bei den Veranstaltungen, Hunderte von Frauen und Pfadfindern in den Essenausgabestellen in den Messehallen, die Ordensleute in der Missio, die unermüdlich ihre Ausstellungen erklärten, die Sachbearbeiter in den Anmeldestellen in Ost und West. Die Organisation ist wahrhaftig nicht das Wichtigste für einen Katholikentag, aber was wäre er ohne Organisation? Nirgendwo hörte man eine Klage über Unterbringung oder Verpflegung. Es war alles gut durchdacht, und wer die Leute aus Mitteldeutschland sah, wie sie ihre mit Liebe und Sorgfalt zusammengestellten Lebensmittelrationen in Empfang nahmen, wußte, daß auch die Caritas auf dem Katholikentag eine große Mission hatte.

Den geraden Menschen liebt Gott; und selbst wenn er alle Arten von Bosheit verübte, wird ihm Gott Licht zur Bekehrung geben. Aber einen falschen Menschen kann Er nicht anschauen; selbst wenn er sonst alle Anzeichen von Heiligkeit trüge, wäre er Gott nicht so angenehm wie ein gerader Mensch inmitten seiner Unvollkommenheiten.

Mirjam von Abellin

Was soll man noch alles sagen? Es gab Hunderte von Eindrücken, wichtige und weniger wichtige, bedeutende und solche en passant — sie alle zusammen geben erst das Bild eines großen Treffens. Man könnte noch ein Wort über die große Foto-Ausstellung sagen, die zum Thema "Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr" in den Messehallen gezeigt wurde, darüber, daß hier manches doch falsch gesehen wurde über unsere Zeit und ihren Lebensstil, darüber auch, daß nur ein Blick in die Jugendveranstaltung in der Waldbühne mit ihrem modernen Unterhaltungsorchester und ihren Gershwin-Melodien schon eine lebendige Korrektur dieser falschen Sicht war.

Aber der Katholikentag ist zu Ende. Das Leben geht weiter. –

Fluechtlinge

Jede Politik sollte gemessen werden an ihren Wirkungen auf den Menschen. Erst wenn man diesen Bewertungsmaßstab anlegt, erkennt man die ganze Teufelei dessen, was sich Bolschewismus nennt und als "Arbeiter- und Bauernstaat" oder als "Volksdemokratie" tarnt. Die Politik des Bolschewismus geht auf den Ameisenstaat hinaus. Dem Menschen soll seine Eigenverantwortlichkeit, seine Eigenwilligkeit, seine religiöse Überzeugung, seine Freiheit genommen werden, er soll zum willenlosen Werkzeug degradiert werden, zu einem Kombinat von Materie, das arbeiten muß ohne zu denken; allenfalls soll es papageienhaft Parolen nachsprechen.

Daß sich in jedem wertvollen Menschen, ja in jedem Menschen dagegen etwas aufbäumt, ist selbstverständlich. Deswegen reagiert der Kommunismus immer auch mit der Furcht. Aber in einem bestimmten Stadium wird diese Furcht in den Menschen noch von der Erbitterung überwogen. Dann lassen sie alles im Stich, lassen alle "Segnungen des Systems" hinter sich und suchen die Freiheit.

Es gibt Millionen Flüchtlinge und Vertriebene in der Welt. Sie sind das schreckliche Ergebnis einer verfehlten Politik. Millionen verloren alles. Wenn einmal die Geschichte zu einem Werturteil über die erste Hälfte des Jahrhunderts kommt, in dem wir leben, so wird sie an diesen Millionen nicht vorübergehen können. Sie wird feststellen müssen, es sei das Jahrhundert der Unmenschlichkeit, des Gewissenszwanges und der Vertreibung gewesen — ein furchtbares Urteil.

Gewiß kann die Geschichte diesem Verdammungsurteil auch großartige Leistungen gegenüberstellen. Die Bundesrepublik zum Beispiel hat unter ungünstigen Bedingungen dennoch Millionen von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen aufgenommen, eingegliedert und ihnen eine neue Heimat bereitet. Aber der Strom der Flüchtlinge reißt nicht ab, und die Bevölkerung des Westens droht ihrer Hilfe müde zu werden. Es wird die Tendenz erkennbar, diese Hilfe ganz dem Staat und den Steuern zu überlassen. Das aber käme einer Preisgabe des christlichen Helfens gleich. Nur diese christliche Hilfe aber vermag die Wunden zu heilen, die den Flüchtlingen geschlagen worden sind. Sie sind in ihrem innersten Menschen getroffen, also muß von daher auch die Heilung ansetzen. Staatliche Fürsorge gibt es auch "drüben", blanke Existenz gibt es auch "drüben", aber das alles ist eine tote Hilfe; der Geist ist's, der lebendig macht.

Solange wir nicht begreifen, daß jeder Flüchtling auf einen Christen zukommt und solange diese Begegnungen unterlassen werden, solange haben wir vor diesem fürchterlichen Jahrhundert versagt und solange bleibt der Ungeist in der Überhand. Um ein Pauluswort abzuwandeln: Und würden wir wundervolle Flüchtlingslager bauen, Fabriken und Wohnungen, und würden wir den Flüchtlingen selbst größeren Wohlstand schaffen als sie je besaßen, hätten aber die Liebe nicht, so wäre alles propagandistisches Geklingel. — IK "Paulinus"

Was sagen Jugendliche von ihren Vaetern?

Die allgemein beobachtete und beklagte Krise der Autorität wird heute in vielen Familien als eine Krise der Väterlichkeit erlebt. Gerade in religiös fundierten Familien wird oft übersehen, daß etwas nicht stimmt zwischen Vater und Kindern. Man fürchtet, die Autorität des Vaters noch mehr zu untergraben, wenn man darüber offen spricht. Dabei sehnen sich viele Jugendliche nach klärender Aussprache mit ihren Vätern, danach, sagen zu dürfen, wie ihnen wirklich zumute ist, ohne daß sie mit einem energischen Hinweis auf Autorität und größere Lebenserfahrung der Eltern sofort zum Schweigen verurteilt werden. Wir müssen uns darüber klar sein, daß eine mühsam aufrechterhaltene Scheinautorität keinen Sinn hat, daß sie nur zu Entfremdung und Verbitterung führt, beim Vater und bei den Kindern. Und welche Mutter könnte dabei glücklich sein?

Weil die Generationen näher zusammengerückt sind als früher, gibt es mehr Reibungspunkte, mehr, was der klärenden Auseinandersetzung, des gegenseitigen Werbens um Vertrauen bedarf. Blinde Autorität kann nicht mehr gefordert werden. Auch der Vater wird heute in jeder Situation von neuem beweisen müssen, daß er des Vertrauens, der Achtung und der Liebe der Seinen würdig ist.

Als wir wir vor einiger Zeit eine größere Anzahl Jugendlicher über ihre Stellung zu ihren Vätern befragten, waren wir bestürzt, was sich da alles angestaut hatte. Viele waren froh, endlich mal aussprechen zu können, was ihnen schon lange auf dem Herzen lag. Und wir fragten uns: Was wissen die Eltern, was wissen die Väter eigentlich von ihren Kindern?

Warum und worüber kann man mit seinem Vater nicht sprechen — war unsere erste Frage. — Die Antwort der Jugend:

Über Mädchen und alles Intime. Nicht über innere Probleme, anch nicht über mein Verhältnis zum Vater.

Der Vater sieht alles nur von seiner Warte aus. Er ist gegen alles, was neu und anders ist.

Er kann sich einfach nicht in mich hineindenken und kennt nur eine Ansicht: die seine.

Unter 50 befragten Jugendlichen war keiner, der mit seinem Vater über intime Dinge hätte sprechen können oder wollen. Dabei gibt es doch für Jungen im Alter von 16 bis 21 Jahren gewiß auch Fragen und Probleme, für die der Vater zuständig wäre. Nur einer von fünfzig sagte: Ich vertraue ihm, weil er mein Vater ist.

Warum herrscht so wenig Vertrauen?

Warum fühlen sich so viele von ihren Vätern unverstanden? Die Antworten lauteten:

Er versteht mich nicht, weil er seit 30 Jahren geistig stillsteht. Er begreift nicht, was ich will, weil er die veränderte Welt nicht begreift. Er ist unsachlich, weil er mit falschen Maßstäben mißt. Er versteht mich nicht, weil er meint, daß ich mit 20 Jahren immer noch ein Kind sei. Er setzt voraus, daß er fertig ist und ich unfertig. Er ist so fertig, daß es an seinen Prinzipien und Anschauungen nichts zu rütteln und nichts zu ändern gibt, und ich so unfertig, daß mir noch kein eigenes Urteil zusteht.
Er versteht nicht, daß mir seine Predigten und Ansprachen nichts nützen. Er müßte mit uns Kindern leben, sich auch für Einzelheiten interessieren. Er gibt vor, mich und meine Geschwister restlos zu durchschauen, unsere Beweggründe zu kennen. Oft ist es aber ganz anders, als er denkt.

Er ist argwöhnisch und hat kein Vertrauen. Er läßt mich nicht gewähren, weil er fürchtet, ich könnte was anstellen.
Er gibt sich Mühe zu verstehen, aber er schafft es nicht. Immer, wenn etwas schiefgegangen ist, schiebt er die Schuld auf Dinge, die es in seiner Jugend nicht gegeben hat: Kino, Sportplatz, Kiosk. Er ist zu hart und besteht darauf, daß ich, ohne es einzusehen, tun soll, was er will.

Er setzt sich durch in der Familie, weil er seine Ruhe haben will. Aus Bequemlichkeit spricht er nicht mit uns und überläßt das meist der Mutter. Er versteht mich nicht, weil er immer nur nach dem Nutzen fragt. Er hat mich zum Beispiel nie gefragt, ob ich zufrieden bin mit meiner Stellung. Er sagt: Sei vernünftig, da kannst du gutes Geld verdienen.

Anscheinend hat sich da ein ganzer Komplex des Sich-unverstanden-Fühlens gebildet. Vielleicht gerade darum, weil die Erwachsenen so oft vorgeben, die Jugendlichen zu durchschauen. Unserem Anspruch, alles verstehen, alles durchschauen zu wollen, setzen die Kinder die Forderung entgegen, verstanden zu werden. Aber verstehen wir die Menschen, die uns am nächsten stehen, nicht oft am wenigsten? Hier wäre von seiten der Väter mehr Vorsicht, mehr Einfühlung und Hinhorchen, mehr Gelassenheit und Bescheidenheit am Platze. Unersetzlich ist die Rolle der Mutter als Vermittlerin, da sie sich in dem meist etwas komplizierten Innenleben ihrer heranwachsenden Kinder besser auskennt als der Vater. Sie ist auch wirklichkeitsnäher und anpassungsfähiger, kennt die Erfordernisse des Augenblicks, spürt, wo ihre Kinder gerade der Schuh drückt, wo sie sich falsch verstanden oder ungerecht behandelt fühlen.

Es darf nicht dahin kommen, daß die heranwachsenden Kinder den Vater einfach ausklammern; daß sie, da offene Aussprachen nur zu Streit führen, unter ihm durchschlüpfen und tun, was sie wollen. Denn es ist nicht so, daß sie keine Autorität wünschen, im Gegenteil: viele, die sich nach außen aufsässig und widerborstig geben aus Enttäuschung, sehnen sich nach der Klarheit, der Ordnung und der Kraft einer väterlichen Autorität.

Das Wunschbild der Jugendlichen ist:

Ein Vater, der wie ein Leiter eines Marionettentheaters alle Fäden unmerklich in der Hand hat, aber nur an ihnen zieht, wenn es notwendig ist.
Ein Vater, der Ordnung hat in seinem Leben, der vorangeht — auch als Christ — und sich durchsetzt gegen die Umwelt.
Aufgabe des Vaters ist es, die Familie sicher durch alle geistigen, wirtschaftlichen und politischen Tiefen zu lotsen.
Ich möchte als Vater einmal so sein, daß mir meine Kinder mit Hochachtung begegnen: als Ratgeber, als vorsichtiger Lenker ihrer Geschicke, ohne sie zu erdrücken. Sie sollten mir alle Sorgen berichten, natürlich auch Freunde und Freundinnen mitbringen, im noch nicht heiratsfähigen Alter. Ja, ich möchte ihnen das Elternhaus zum geselligen Treffpunkt machen. –

In die Welt geboren

Neuerdings hört man oft sagen, eigentlich sei es verantwortungslos, in solch unsicheren Zeiten Kinder in die Welt zu setzen, in diese furchtbare, brutale, atombedrohte Welt. Es ist seltsam zu beobachten, daß die gleichen Leute, die Kindern das Leben "ersparen" wollen, selbst durchaus nicht sonderlich am Sterben interessiert sind und bei jeder Gelegenheit auftrumpfen, man müsse schließlich "was vom Leben haben". — Ja, es ist halt doch etwas, das Leben, und wir sollten's unseren Eltern und Ureltern zu danken wissen, daß sie anders dachten. Daß sie nicht "was vom Leben haben", sondern es ganz selbstverständlich weitergeben wollten (und dabei wohl doch mehr davon hatten als wir heute!). Daß sie Mut und Gottvertrauen genug besaßen, Kinder dem Weltenlauf anzuvertrauen, obschon es auch Kriege gab und Not und Hunger und gewiß nicht so viele Versicherungen und Versorgungsansprüche für alle Eventualitäten des Lebens. — Jede Geburt eines Kindes, jeder Geburtstag, den wir feiern oder mitfeiern, ist ein Bekenntnis zum Leben. Ist Freude und Dankbarkeit, daß man leben darf.



Pius XII. bei der Eröffnung des Marianischen Jahres

Der Mensch ist ein Buechsenoeffner!

von Ernst Schnydrig

Man behauptet zwar, im Gegensatz zum Amerikanischen immer noch an edle Kunst und Kultur der europäischen Küche und Tische zu glauben, geistig lebt man jedoch seit langem schon aus Konservenbüchsen. Politik, Pseudowissenschaft und Urteil über Religion sind haarsträubende Beweise.

Zur Entschuldigung sei gesagt, daß die kleine Notiz in der Presse erschienen ist, bevor die ganze Welt so heillos durcheinander geriet. Später hatte man keine Zeit mehr dafür gehabt, später wurde berichtet, die amerikanische Flotte sei nach unbekanntem Bestimmungsort aus ihren Häfen ausgelaufen. Vorher aber wurde in vier Zeitungszeilen gesagt, daß jeder Amerikaner pro Jahr 888 Konservenbüchsen öffne.

Achthundertachtundachtzig!

Ich habe im allgemeinen nichts gegen Konservenbüchsen; die erste noch nicht, aber die achthundertachtundachtzigste Büchse, die geöffnet wird, fährt mir mit ihrem blechernen Knirschen durch das Rückenmark. Denn wenn die Büchse so überhand nimmt, dann ist es doch unvermeidlich, daß der Mensch immer mehr ein bloßes Zusatzgerät zur Büchse wird, dazu bestellt, um vorfabrizierten Inhalt auf einen Teller zu klatschen und dann zu verdauen. Zumindest in Amerika müßte man sich umbesinnen und in Hausfrauenkursen sagen, die Liebe geht nicht mehr in üblicher Art durch den Magen, der durch liebevolle Kochkunst zu betören sei, sondern die Liebe liege jetzt unter dem Deckel einer Konservenbüchse, die man fünf Minuten vor zwölf noch schnell aus dem Eisschrank, dieser anderen großen Konservenbüchse, holt. Der Mann, der zum Essen heimkommt, hat gar nichts über solche Schnellkost zu klagen, denn der Mann lebt in der Straßenbahn und im Büro auch aus der Konservenbüchse, er merkt es bloß weniger.

Die ganze heutige Menschheit lebt mehr und mehr aus der Konservenbüchse, wir haben gar nichts zu lachen über die achthundertachtundachtzig Büchsen der Amerikaner. Daß diese ihr Bier, die Milch und das Hammelfleisch und vielleicht später einmal auch die Krawatte in Büchsen legen, das ist noch belanglos, aber schließlich immer noch eine Geschmacksfrage. Viel gefährlicher ist, daß nicht nur der Magen, sondern der ganze Mensch auf Konservenbüchsen trainiert wird und die Empfindung für Büchsengeschmack leider weitgehend schon verloren hat.

Manch einer, der noch die herkömmliche Pfanne und den Bratspieß verteidigt, merkt es schon gar nicht mehr, wie er Tag um Tag vorfabrizierte Meinung aus der Zeitung liest, wie sehr ihm der Parteizettel das eigene Denken abgewöhnt hat. Das Leben ist scheinbar viel zu kompliziert geworden, als daß man dem einzelnen eine Auseinandersetzung mit ihm zutrauen dürfte. In früheren Zeiten haben einige altmodische Philosophen die ausgefallene Idee vertreten, die Entwicklung des Menschen zur Persönlichkeit, das eigene unersetzbare Denken, Fühlen, Handeln sei der Idealfall für den Menschen und könnte, mit etwas Glück, eine Kultur begründen. Aber wer hat heute noch Zeit für so anspruchsvolle Experimente, wo schon beim Schuster und Schneider alles von einem auf den anderen Tag fertig sein soll? Es wird auch nicht gern erlaubt, daß jemand sich ein eigensinniges oder eigenwilliges Leben leistet. Wir brauchen den reibungslosen Zeitgenossen, der seine Kultur aus der Konserve bezieht, vorfabriziertes Denken aus dem Setzkasten, das Kleid aus der Uniformfabrik, den Gefühlsbedarf aus Film und Schallplatte, die Politik von der Partei, vorfabriziertes Wohnen von der Baugenossenschaft usw. usw. bis hinab zur Ferienerholung, von der Reiseagentur auch vorfabriziert geliefert und einschließlich Trinkgeld, Tanzgelegenheit und vorkommandiertem Augenaufschlag in der Gemäldegalerie.

Darf man sich wundern, daß dieser Mensch auch vorfabrizierte Mahlzeit ißt aus auchhundertachtundachtzig Büchsen? Denn die Mahlzeit und ihr Gespräch war zu allen Zeiten ein sinnfälliger Ausdruck, sozusagen Gradmesser der Kultur, auch einer häuslichen Kultur. Plato hat seine Weisheit ins Gastmahl gelegt, und der Christ, so will ich hier in großer Ehrfurcht sagen, durfte noch seine Wunder und das Sakrament in die Mahlzeit legen. Wenn aber nicht nur der Magen, sondern der ganze Mensch eine innere Beziehung zur Mahlzeit hat, dann ist das Knirschen und Klatschen von achthunderachtundachtzig aufgebrochenen Konservenbüchsen nicht bloß Nebengeräusch, sondern eigentliches Funktionsgeräusch eines Menschen, der gewöhnt ist, in allen Lebensbereichen sich nach der Formel "fertig zum Gebrauch" zu bedienen. –

Aus der katholischen Welt

Vatikan — Seele des Menschen unmittelbar von Gott. Das Lehramt der Kirche verbiete nicht, daß in Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und der Theologie die Frage nach der Entwicklung des Menschen Gegenstand der Forschung und Diskussion sei. Der katholische Glaube verpflichte uns nur festzuhalten, daß die Seele des Menschen unmittelbar von Gott geschaffen ist. Die Exegese habe auch niemals gelehrt, daß der Mensch vor 6000 oder 7000 Jahren geschaffen worden sei. Mit diesen Hinweisen und mit Erläuterungen aus päpstlichen Enzykliken antwortet der nichtamtliche "Osservatore della Domencia" auf einen Leserbrief, der aus Anlaß den neuen zur Zeit von der Wissenschaft diskutierten Fundes des Skeletts eines sognannten "Frühmenschen" bei Grosseto eingesandt hatte, es sei entsprechend der bisherigen religiösen Unterweisung unmöglich, daß der Mensch mehr als 6000 Jahre auf der Welt sei. Die im Vatikan erscheinende Wochenzeitung erklärt dazu, die ersten Kapitel der Genesis hätten eine sehr einfache bildhafte Sprache und müßten als historisch betrachtet werden. Die in ihnen angeführten Zahlen hätten im Laufe der Jahrhunderte viele Korrekturen erfahren. Bereits Papst Leo XIII. habe in seiner Enzyklika "Providentissimus Deus" von 1893 den Wissenschaftlern die Aufgabe überlassen, die Frage nach der Entwicklung des menschlichen Körpers zu lösen. Auch Papst Pius XII. habe vor allem in der Enzyklika "Humani generis" dazu ausführlich Stellung genommen. Die Lehre der Kirche im Verhältnis zur Vorzeit habe sich nicht verändert, sondern vervollkommnet und verbessert. Die Behandlung der Entwicklungslehre, soweit sie sich auf den Ursprung des menschlichen Körpers bezieht, der aus einer vorher bestehenden organischen Materie hervorgegangen sein könne, müssen allerdings mit dem notwendigen Ernst und der notwendigen Maßhaltung geschehen, und die Gründe, die für oder gegen diese Lehre sprechen, müßten sorgfältig abgewogen werden.

Religiöse Zeitschriften gelten in der Ostzone als "Schmutz und Schund" — Religiöse Zeitschriften, z. B. die Monatsschrift "Der Weinberg" der deutschen Oblaten zu Hünfeld gelten in der Sowjetzone als Schund- und Schmutzliteratur. Wie aus Mitteldeutschland berichtet wird, wurden Exemplare dieser Zeitschrift von den Behörden der Ostzone aus Geschenkpaketen entfernt. Dafür enthielten die Pakete eine Mitteilung: "Werter Postkunde! Der an Sie gerichteten Sendung wurde die Broschüre entnommen. Begründung: Gemäß der Verordnung zum Schutz der Jugend ist die Einführung von Schund- und Schmutzliteratur nicht zugelassen."

Die Verhandlungen zur Klärung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Polen werden von der "Gemischten Kommission" in Warschau fortgeführt. Zu dieser Kommission gehören Vertreter der Regierung und des Episkopates. Zu den Verhandlunegn hatte der Minister für Kirchenfragen Sztachelski geladen, nachdem durch die Vorgänge von Jasna Gora Spannungen aufgetreten waren. Den Anlaß bildete die Vervielfältigung von kirchlichen Informationssschriften in Klöstern und ihre Verbreitung ohne staatliche Zensur. Nach allen bisher aus Polen eingegangenen Informationen ist aber eine generelle Verschärfung der Haltung des Regimes gegenüber der Kirche bisher nicht festzustellen.

Das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Rückkehr nach Japan und des Beginns ihrer modernen Missionsarbeit konnten jetzt die Jesuiten-Missionare der Sophia-Universität in Tokio feiern.

Über 100 000 polnische Katholiken pilgerten zu einem Bitt- und Sühnegottesdienst im polnischen nationalen Marienwallfahrtsort Tschenstochau. Der Gottesdienst am Feste Maria Himmelfahrt wurde gehalten zur Sühne für die staatlichen Übergriffe auf das Kloster von Tschenstochau. Kardinal Wyszynski, der zuerst an diesem Sühnegottesdiest teilnehmen wollte, hatte in letzter Stunde von einer Beteiligung abgesehen. Offenbar wollten die kirchlichen und staatlichen Behörden vermeiden, daß die Pilgerfahrt zu einer besonderen Demonstration würde.

Gegen die Unterdrückung der katholischen Schulen in der Südafrikanischen Union und gegen die Behinderung der Feier der hl. Messe in den Reservationen für Farbige mußten jetzt erneuz katholische Bischöfe in Südafrika protestieren. Der Bischof von Johannesburg, Msgr. H. Boyle, erklärte, die Katholiken müßten nach neuen Mitteln suchen, um die afrikanische Jugend im Glauben unterweisen zu können.

Für die Münchener Katholiken sei es eine selbstverständliche Verpfflichtung, den evangelischen Christen, die 1959 zum Deutschen Evangelischen Kirchentag nach München kommen, das zu vergelten, was sie in Berlin an organisatorischer Hilfe für den 78. Deutschen Katholikentag getan haben. Diese Erklärung wurde im Erzbischöflichen Ordinariat in München abgegeben. Zu gegebener Zeit würden die Katholiken Münchens zur Unterstützung bei der Bereitstellung von Quartieren aufgerufen.

Freiwillige im Zuchthaus — Mehrere Gruppen der Kongregation der "Kleinen Schwestern Jesu" teilen in Gefängnissen und Zuchthäusern das Leben der Strafgefangenen. Die "Kleinen Schwestern Jesu", die sich selbst um Christi und der Strafgefangenen willen zu mehreren Jahren Gefängnis oder Zuchthaus verurteilt haben, leben mit behördlicher Erlaubnis in Zellen und in der Kleidung von Strafgefangenen in Frauengefängnissen in Freiburg, Schweiz, im Elsaß, in Portugal und in Brasilien. Sie wollen durch ihr Beispiel christlichen Lebens die Sträflinge zu Gott zurückführen.

Übernatürliche Heilung in Lourdes bestätigt. Das medizinische Büro von Lourdes gibt bekannt, daß die Heilung von Lydia Brosse bei der Rückkehr von einer Lourdes-Pilgerfahrt am 11. Oktober 1930 übernatürlichen Charakter trägt und vom Bischof von Coutances, Lous Guyot bestätigt worden ist. Lydia Brosse aus dem Departement Var in Südfrankreich hatte im Oktober 1930 an einer Rosenkranzwallfahrt nach Lourdes teilgenommen. Sie war damals 41 Jahre alt, litt an offener Tuberkulose innerer Organe und der Knochen und hatte häufig Blutungen. Sie wog nur noch 78 Pfund. Im Verlauf der Fahrt nach Lourdes hatten die Ärzte Sorge, ob sie überhaupt in ihrem Zustand das Ziel noch erreichen werde. Am Gnadenort besprengte man die Kranke mit Lourdes-Wasser, eine Besserung wurde aber am Wallfahrtsort selbst nicht festgestellt. Erst auf der Rückfahrt besserte sich der Zustand zusehends. Schon im Zug konnte Lydia Brosse umhergehen und aß mit gutem Appetit. In der Heimat-Station stieg sie aus dem Zug und konnte ohne Beschwerden gehen. In sechs Wochen nahm sie dann 26 Pfund zu. Im folgenden Jahr konnten die Ärzte des medizinischen Büros von Lourdes die völlige Heilung feststellen. Im Januar 1947 siedelte Lydia Brosse nach Coutances über, wo sie als Krankenschwester arbeitet. Im Jahre 1955 machte sie aus Anlaß des 25. Jahrestages ihrer Heilung eine Dankeswallfahrt nach Lourdes. 13 Ärzte stellten am 5. Oktober 1955 fest, daß ihre Heilung medizinisch nicht erklärbar ist. Am 6. August 1958 hat dann der Bischof von Coutances die Heilung als übernatürlich erklärt.

Segnung des Meeres — Rund 20 000 Gläubige nahmen an der traditionellen Weihe des Meeres in Dinard an der bretonischen Küste Frankreichs teil. Der Erzbischof von Rennes, Kardinal Roques, nahm die Segnung von Bord eines Schnellbootes aus vor. Über 300 Schiffe begleiteten das Boot des Kardinals. Nach dem Segen gedachte der Kardinal Roques aller, die im vergangenen Jahr den Tod in den Wellen gefunden haben.

Aus unseren Gemeinden

Hamilton, Ont. — Wie wir einem Schreiben von Rev. Josef May entnehmen, bereiten unsere Freunde in Hamilton bereits die Arbeit für den Winter vor. "Wenn es eben möglich ist, wollen wir einen deutschen Kursus einrichten, in dem unsere Kinder die deutsche Sprache erlernen können. Am 8. Juni hatten wir die erste feierliche Erstkommunion in unserer Kirche. Bei der Vorbereitung mußte ich den Kindern fast alles in englischer Sprache erklären. Wir hatten 21 Erstkommunikanten. Nur zwei von ihnen waren in der Lage, deutsch zu lesen. Mit großer Mühe kann man ihnen das deutsche Vaterunser beibringen. Wenn wir einen Deutsch-Kursus einrichten, könnten wir die Kinder gleichzeitig auch mit Hilfe von Leseübungen den Katechismus lehren. Mit den Kindern, die öffentliche konfessionelle Schulen besuchen, muß man wie mit den Kleinen im Kindergarten beginnen. Wenn beide Eltern zur Arbeit gehen und ihre Kinder noch in eine nichtkatholische Schule schicken, dann lernen die Kinder nicht einmal das Kreuzzeichen. Es ist geradezu verheerend unter den Kindern, die die Public School besuchen.

Am letzten Sonntag spendete ein Missionsbischof unseren Kindern das Sakrament der hl. Firmung. Da in unserer Diözese Kinder unter zehn Jahren noch nicht zugelassen werden, hatten wir aus unserer Pfarrei nur 21 Firmlinge. Die Tage der Firmung und der Erstkommunion verliefen sehr schön. Hier in Canada legt man beiden Tagen keinen großen Wert bei, wenigstens läßt die äußere Feier sehr zu wünschen übrig. Wir suchten die Feier ganz nach deutscher Art zu gestalten. Darum trugen unsere Erstkommunikannten auch eine sehr schöne Kerze, die wir von Deutschland eigens kommen ließen, d. h. von jemand geschenkt wurde.

Im Mai unternahmen wir die erste Wallfahrt. Es ging zum Gnadenbild der Muttergottes im deutschen Augustinerkloster in Marylake, rund 70 Meilen von Hamilton. Etwa 70 Mitglieder unserer Pfarrei nahmen teil."

Toronto, Ontario

Die Wallfahrt des Katholischen Frauenbundes nach der Kirche Our Lady of Lourdes am 21. September war ein sehr erfreulicher Erfolg. Trotz des unfreundlichen Wetters hatten sich über 160 katholische Frauen in der Lourdes-Kirche an der Sherbourn-Street eingefunden, um dort das Jubiläum der Erscheinungen der lieben Gottesmutter in Lourdes zu feiern. Vorerst wohnten wir der hl. Messe bei, hernach beteten wir gemeinsam mit den anderen Wallfahrern die Lourdes-Novene und hörten die Predigt in Englisch. Als die Wallfahrer der anderen Gruppen sich entfernt hatten, rückten wir Deutsche erst noch zusammen und füllten gut die halbe Kirche. Nun hielten wir noch unsere eigene Andacht mit deutscher Predigt und Gebet zur Gnadenmutter von Lourdes. — Allen Mitgliedern des Frauenbundes und den anwesenden Angehörigen wird diese Wallfahrt gewiß in dankbarem Gedächtnis bleiben.

Von Freitag, den 19. bis Sonntag, den 21. September trafen sich 50 Mädchen und Burschen zu einem ersten Studienwochenende der Christlichen Arbeiterjugend.

In den Vorträgen und Diskussionen wurden die Probleme der jungen arbeitenden Menschen aufgeworfen, die nun in der Weiterarbeit dieser Bewegung ihre Lösung finden sollen. Es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer und welcher Begeisterung diese jungen Menschen ans Werk gingen! Aber auch mit welchem Ernst, mit welchem Verantwortungsbewußtsein, sie sich an die oft komplizierten Probleme heranwagten.

Am Sonntag Nachmittag kamen auch Mitglieder der kanadischen Gruppe (YCW), um über den Aufbau der Christlichen Arbeiterjugend (Young Christian Workers) in Toronto zu disputieren und zu planen, unter ihnen der Leiter der kanadischen SAJ, Doug Cocklin, die Leiterin der kanadischen CAJ, Trudy Sidwith, Father P. Corless, der Kaplan der CAJ. u. a.

Möge der opferbereite und freundschaftliche Geist, der diese Studienwochenende so erfolgreich machte, andauern und an andere weitergegeben werden. L. Sch.

Vancouver — Aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Missionare der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria in British Columbia hielt sich auch der Oblatenbischof Johannes Bokenfohr O.M.I. in Vancouver auf. Am 8. September war er Gast der Kolpingssöhne unserer deutschen Vancouvergemeinde. H.H. Joh. Bokenfohr ist Bischof der Diözese Kimberley in Südafrika. Von 1940 bis 1947 leitete er als Provinzialoberer die St. Marienprovinz der deutschsprechenden Oblaten Canadas. Sein Amtssitz war damals Regina, Sask. Von 1947 bis 1953 war er als Generalassistent Mitglied der Generalleitung der Oblatengenossenschaft in Rom. Nach seiner Ernennung zum Bischof von Kimberley begab er sich sofort nach Südafrika, um seine neue Diözese zu übernehmen. Gegenwärtig weilt er zum ersten Mal als Bischof in seiner canadischen Heimat.

Auf seinen Dienstreisen durch Canada besuchte er auch die Kolpingssöhne Vancouvers. Auch die Mädchengruppe der Heiligen Familie Gemeinde war am 8. September da, als Bischof Bokenfohr den Kolpingssöhnen einen Lichtbildervortrag über seine Missionsarbeit als Bischof von Kimberley hielt. Bischof Bokenfohr betonte ganz besonders den Mangel an Missionaren, Missionsschwestern und Missions-Laienhelfern. Er bat seine Zuhörer, durch Gebet und Missionsopfer zu helfen.

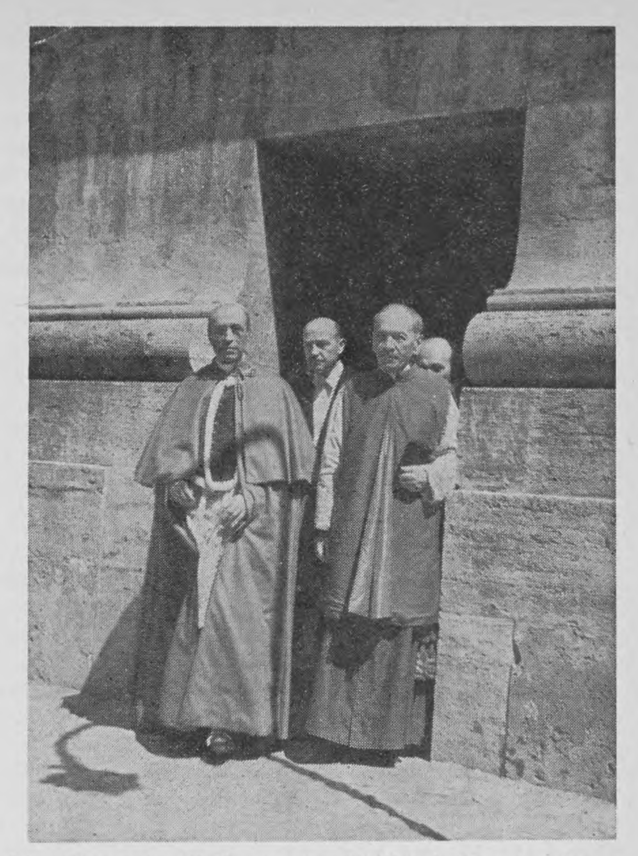
Die deutsche Gemeinde von der Heiligen Familie in Vancouver hat ganz besondere Verbindung mit dem Missionsland Südafrikas. Der Pfarrer der Gemeinde, Pater P. A. Riffel O.M.I., wurde vor zwei Jahren nach Südafrika gerufen, um in 27 Diözesen eine Geldsammlung zu organisieren. Zweck der großangelegten Sammlung war, die katholischen Schulen finanziell auf sichere Füße zu stellen. Das war unbedingt notwendig, nachdem die Südafrikanische Regierung den katholischen Schulen jede Unterstützung verneint hatte. Die Katholiken sahen sich gezwungen, einen Plan auszuarbeiten, der ihnen alle finanzielle Möglichkeit gibt, ihr katholisches Schulsystem am Leben zu erhalten. Pater P. A. Riffel's Aufgabe war es, diesen Plan Wirklichkeit werden zu lassen.

Vancouver — Das interessante Arbeitsprogramm der Vancouver Kolpingssöhne für den vergangenen Monat Oktober: Am 6. 10.: Gemütliches Beisammensein mit Besprechung zum Oktoberfest. Am 13. 10.: Rechtsanwältin Frl. Inge Sanjean-Krohn sprach über das Bürgerrecht in Canada im Gegensatz zum Bürgerrecht Deutschlands. Am 19. 10.: Gemeinschaftskommunion und Frühstück. Am 20. 10.: Herr Pater Eisenring aus Squamish, B. C., sprach über: "Die Stufenfolge der christlichen sozialen Verantwortlichkeit." Am 27. 10.: Herr Joseph Otter hielt einen Lichtbildervortrag über Italien und Nordafrika. Am 31. 10.: Großes Oktoberfest in beiden Hallen des Alpenklubs.

Herr Pater Bohnenberger sprach am 29. September über "Ehe und Familie".

Saskatoon, Sask. — Über 60 alte Leutchen haben im St. Anna's Altersheim zu Saskatoon liebe Aufnahme gefunden. Das von den deutschstämmigen St. Elisabethschwestern aus Humboldt, Sask., geleitete Heim wurde voriges Jahr gebaut und dieses Jahr von H.H. Franz Joseph Klein, dem Bischof von Saskatoon, eröffnet. Viele, die es zum erstenmal besuchen, wundern sich ein wenig. Jeden Nachmittag beten die guten Alten zusammen mit den Schwestern den hl. Rosenkranz — in deutscher Sprache, und nach dem Rosenkranz singen sie dann mit altgewohnter Andacht das Lied: "Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn!" Ein sehr großer Teil der Insassen des äußerst freundlichen St. Annaheims besteht nämlich aus alten, rußlanddeutschen Pionieren. Größte Freude herrscht, wenn der Herr Bischof kommt. Oft besucht der Oberhirte Saskatoons, Bischof Klein, die lieben Alten von St. Anna. Und die Leutchen freuen sich, daß sie mit ihrem Bischof deutsch sprechen können. Das Englische ist vielen von ihnen kaum geläufig.

Und sonst: — Was in Edmonton und Calgary los ist, wissen wir nicht. Man schreibt uns nicht. Obwohl es dort unter unseren deutschen Katholiken auch ziemlich rege ist. Versehen werden die deutschen Katholiken dieser zwei Albertastädte von den Pallotinerpatres.



Pius XII. beim Verlassen der Vatikanischen Grotten

*

Es wundern sich unsere Neueinwanderer über vieles hier in Canada. Auch am Kirchenleben hat er vieles auszusetzen. Alles ist ihm hier "ganz anders". Und nicht nur "anders", sondern, wie man es so oft sagen hört: "So ohne Kultur".

Es wundert sich der Neueinwanderer über den canadischen Katholiken, der während der heiligen Messe so oft aufsteht, niederkniet, wieder aufsteht, dann sich setzt, und darauf wieder einmal steht. So etwas wirke doch sehr störend, nähme einem alle Ruhe des Betens.

Es wundert sich der Neueinwanderer über den eintönigen lateinischen Choralgesang des sonntäglichen Amtes hier in Canada. Da seien die deutsche Singmesse und die deutschen Kirchenlieder doch viel schöner, viel reicher an Gemüt und an Kultur.

Es wundert sich der Neueinwanderer auch über die vielen Verkündigungen in der Kirche, die sich mit Geldsachen beschäftigen. Ja, hört man oft sagen, hier in Canada "wird nur über Geld gepredigt".

Und dann kommt noch der Prediger selbst, der canadische Priester. "Ganz formlos lebt er in den Tag hinein, oft sogar hemdsärmlig", klagte jemand, "überhaupt nicht wie ein Herr von Bildung und Kultur. Laut und ungehemmt kann er lachen wie ein Straßenfeger, und schimpfen, wie es nach echt deutscher Tradition eigentlich nur 'denen vom Amt', den Beamten hinter den Schaltern und Schreibtischen erlaubt ist."

Es ist halt vieles anders hier in Canada. Der Neueinwanderer wundert sich und staunt, und wir wundern uns über ihn. Wir wundern uns, daß es so manchem braven Katholiken von drüben so schwer ist einzusehen, wie wahr es ist, daß die Heimat, selbst die kulturhöchste Heimat, nicht immer das Maß aller Dinge in aller Welt ist. Wer rechten Willens ist, wird gar bald erkennen, daß auch hier in Canada nicht alles einfach "sinnlos und kulturlos" ist. Ja, daß so manches sogar das Richtige ist, während das, was man in der alten Heimat gewohnt war, nicht immer mit den Traditionen und Gebräuchen der Weltkirche übereinstimmt.

Der Canadier legt sehr viel Wert auf liturgische "Gottes-Hofsitten". Wie das kirchliche Zeremoniell es vorschreibt, so erhebt er sich, so kniet er nieder, so steht er wieder auf und so setzt er sich während des Gottesdienstes. Das sind kirchliche Zeremonien, die auf ein ganz lebendiges Teilnehmen der Gemeinde am priesterlichen Altardienst hinleiten. Wenn wir uns drüben nicht an dieses Zeremoniell gehalten haben,

dann ist die Sache ganz einfach so, daß wir drüben das echt Kirchliche nicht gekannt hatten.

Die deutsche Singmesse ist schön und erhaben. Sie ist aber nicht der Weltkirche Gottessang. Sie ist von der Kirche gestatteter lokaler Brauch. Christi Kirche selbst hält sich überall — auch hier in Canada — an die Demut und Würde ihrer gregorianischen Texte und Melodien.

Und der canadische Klingelbeutel? Seien wir einmal ganz ehrlich: Es ist doch übertrieben, wenn wir behaupten, in Canada predige man "nur über das Geld". Wir wissen ja, wie es geht: Der Pfarrer braucht nur vor der Predigt eine Vermeldung über notwendige Geldsachen machen, und schon wird gesagt: Heute hat er wieder einmal übers Geld gepredigt! Obwohl die Predigt erst nach der Verkündigung kam und zwanzig oder gar dreißig Minuten lang über das Beten sprach — was uns so ziemlich langweilig war, weil wir halt gerade keine Helden des Betens sind.

Und dann der canadische Priester. Eines ist allbekannt: Es läßt sich der canadische Priester einfach nicht als "Herr Pfarrer" oder "Herr Pater" ansprechen. Er ist ganz einfach der "Father", der Vater. Mögen auch tausend "Zeugen Jehovas" und Zeugen anderer Glaubensbekenntnisse bei uns anklopfen und uns mahnen, keinen "Vater" zu nennen, da die Bibel es verbiete: der canadische Priester besteht auf den Anruf "Father", und zwar ganz nach dem Bibelwort: "Ich ward euch Vater in Christus Jesus durch das Evangelium" (1 Cor. 4:15). Einfach und ganz unkompliziert, wie jeder echte Vater senen Kindern gegenüber, gibt sich der "Father" seinen Gläubigen, und beobachtet man ihn nur etwas genauer, dann entdeckt man gar bald, daß er "Father" zu sein sucht nach einem anderen Bibelwort: "Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesus Christus, nach dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden sich nennt' (Eph. 3:14,15).

Etwas davon konnte vor nicht allzu langer Zeit ein Besucher aus Deutschland erleben. Ein sehr gestrenger geistlicher Herr war er, der einfach nicht über die "Disziplinlosigkeit, Formlosigkeit und das all zu freie "Wesen" der canadischen Geistlichen hinwegkonnte. Dem es aber heiß und kalt wurde — wir sahen es seinem hochroten Gesichte an — als einer dieser "Formlosen", ein baumlanger junger canadischer Priester, vor ein paar Jahren noch Polizist der berühmten canadischen Mounted Polize, beim Abschied vollständig "formlos" vor dem gestrengen Herrn in die Knie fiel und sagte: Geben Sie mir mal Ihren priesterlichen Segen, Father!"

So etwas ist Sitte unter unseren Priestern — Sitte, die auf tiefem, unkompliziertem Glauben fußt. Man muß sie nur einmal so richtig kennen lernen, die "Fathers" hier in Canada. Die Kinder laufen ihnen nach. Haben wir das schon einmal bemerkt? Man sagt doch: Hüte dich vor Menschen, vor denen Kinder und Hunde sich instinktiv aus dem Staube machen! Daß die Kinder hier in Canada immer und überall den "Father" umringen, mit ihm reden, als wenn er wirklich ihr Vater wäre, ist nicht Disziplinlosigkeit, weder vonseiten des "Fathers" noch von seiten der Kinder: Es ist das die große Disciplin der Liebe, die immer da ist, in jeder Familie und auch im "Father", selbst dann, wenn ordentlich geschimpft wird.

Der canadische Priester ist "Father", darum — wenn er schon manchmal schimpft — ist es ein Vaterschimpfen, nicht das Schimpfen eines Fremden.

Bemühen wir uns einmal, diese Sachen verstehen und erfassen zu lernen. Es würde uns vieles viel leichter und angenehmer machen. –

Gebet im 20. Jahrhundert

Gott, gib mir Zeit!
Es fliegt der Tag, es fliegt die Nacht.
Nichts ist vollbracht.
Ich schreie, Gott, zu Dir, um Zeit.

Ich leb' in einer Zeit, o Gott,
Wo alles jagt im wilden Kreis,
Wo keiner mehr um Heimat weiß.
Zeit ist nur Geld — und Zeit ist Spott.
Gott, gib mir Rast!

Ich brauche Zeit, in mich zu schaun,
Ich brauche Zeit, mir zu vertraun,
Ich brauche Zeit, um Dich zu schaun,
O Gott, o Gott!

Pflicht weckt mich: auf, die Zeit! die Zeit!
Pflicht stachelt mich: der Weg ist weit!
Pflicht ruft: jetzt mußt du dieses tun!
Pflicht lähmt mich: halt, jetzt mußt du ruhn!
Pflicht stiert mich an so fürchterlich.

Ich schreie: Pflicht, wann lebe ich?
O Gott, o Gott, gib Du mir Zeit.

Friedrich Kayßler

Nachdenkliches - Nachgedacht

Volkslieder

Das Volkslied lebt nur noch in der Schule. Diese Feststellung ergab sich aus einer Umfrage, die der Schulfunk von Radio Bremen unter 600 Kindern und Jugendlichen gehalten hat. 70 Prozent gaben an, daß sie zu Hause nur Schlager sängen. Auf dem Lande dürfte es ähnlich sein. Wo sind also die wahren Volkslieder? Laßt uns doch gute "Schlager" machen — die gesungen werden!

Denkwürdige Anzeige

In einer deutschsprachigen brasilianischen Zeitung lasen wir eine Todesanzeige, deren Text uns so wunderbar erschien, daß wir ihn hier fast vollständig abdrucken möchten:

"Allen Verwandten, Freunden und Bekannten teilen wir hierdurch mit, daß es dem lieben Gott gefallen hat, unsere gute und liebe Mutter, Groß-, Urgroß- und Urgroßmutter Tereza Klein-Hartmann am 9. Mai 1958 in die Ewigkeit zu rufen. Die liebe Verstorbene war am 29. Juni 1868 in Roncador, Mun Cai, geboren. Ihrer glücklichen Ehe entsprossen 14 Kinder, 115 Enkel, 300 Urenkel und 7 Ururenkel, insgesamt 436 Nachkommen. Ein Enkelkind, Pater Hugo Hartmann, ist Vigario in Sao Borja, zwei Enkelkinder, Rudi und Olmiro, sind Diakone und werden im August zu Priestern geweiht, eine, Didia, ist Madre in Santo Estanslau. . . Am 18. Juli ging ihr der Mann im Tode voraus. Seitdem hielt sie sich bei ihren Kindern auf. Noch in den letzten Tagen empfing sie die hl. Sterbesakramente und dann rief Gott sie im Muttergottesmonat zu sich in die Ewigkeit. Liebe Gottesmutter, 436 Nachkommen beten für ihre ewige Ruhe und Ihr betet für uns, damit alle Nachkommen einst eure ewige Krone sein dürfen in der glücklichen Ewigkeit, wo keine Sorgen, keine Leiden, keine Tränen und kein Scheiden mehr sein wird. Sao Borja, im Mai 1958." Was steht an Mühen, Leiden — aber auch an Glück hinter diesen Worten! 436 Nachkommen einer Mutter wollen geboren, ernährt, großgezogen und erzogen sein — kann man nicht sagen, daß eine solche Mutter etwas Wunderbares ist?

Gute Empfehlung an Horoskopleser

Mit den "Stuttgarter Nachrichten" empfehlen wir den vielen Millionen hierzulande, die täglich "ihr" Horoskop lesen, folgende Anzeige aus der "New York Times" zu lesen: "Lassen Sie das Horoskop ihres Hundes stellen! Sie werden ihn dann besser kennenlernen!" Arme Hunde!

Religiöse Sommerfrische

In einer Leserzuschrift einer Zeitung heißt es im Anschluß an Bemerkungen gegen die kirchlichen Warnungen vor der Mischehe: "Es sollte Aufgabe der Kirche sein, jede Spannung in der schon spannungsgeladenen Zeit zu vermeiden." Welche Vorstellungen von der Kirche liegen einer solchen Bemerkung zugrunde! Jede Spannung vermeiden? Ein Blick in das Neue Testament genügt, um zu sehen, daß die Kirche das gar nicht kann, wenn sie ihre Sendung nicht verraten und zu einer Art "religiösen" Sommerfrische werden will. Unschwer ließen sich alsbald viele Worte Jesu anführen, die die Forderung, jede Spannung zu vermeiden, als christlich ganz unmöglich erweisen. Im übrigen leben wir nicht mehr im Paradiese. Es ist einfach ein Aberglaube, zu meinen, man könne in dieser Welt nach dem Ursündenfall bei genügender Großzügigkeit alle Tragik und Spannung verhüten.

Hinterm Zellengitter

Nun hatte man sie dingfest gemacht, die jugendliche Einbrecherbande in dem römischen Vorort. Hinter dem Zellengitter der Polizei warteten die Burschen auf das Verhör. Schneckenlangsam krochen die Minuten dahin. Da fand einer in seiner Tasche ein Heft und begann darin zu lesen. Nicht lange, und die anderen waren mit Hilfe einiger Verrenkungen an der Lektüre beteiligt. Als schließlich die Posten kamen, um sie zum Verhör zu holen, waren die jungen Kriminellen mit allen Sinnen so in das Heft vertieft, daß sie den Eintritt der Uniformierten gar nicht bemerkten. Was sie da Spannendes lasen, ist doch wohl klar, nicht wahr? — Es waren Disneys Kindergeschichten vom Mäuschen Topolino. . . Es ist eben gar nichts dagegen einzuwenden, daß sich auch an jugendlichen Einbrechern zeigt: der Mensch ist nicht vom Teufel erschaffen.

Nur eine Hilfsarbeiterin

Ihr ganzes Leben war Friederike Knoll in L. darauf bedacht, ihren Mitmenschen zu helfen. Als man sie, die Hilfsarbeiterin bei der Bundesbahn gewesen war, zu Grabe trug, war nur der Priester da, sonst kein einziger ihrer Mitmenschen Eine Weile darauf wurde ihr Testament geöffnet. Darin stand der eine Satz. "Alles, was mir gehört, gehört Notleidenden in L." An Geld waren das 10 000 Schillinge. Friederike Knoll mag von den Menschen nicht für wert befunden worden sein, daß man ihr die letzte Ehre gab — Gottes Engel jedenfalls war bei ihr.

Glanzleistung

Die Baseler Nachrichten führen aus einem deutschen Bundesverordnungsblatt an: "Eine Ursache kann nur gegeben sein, wenn eine Folge vorliegt, da sie ihrem Wesen nach erst mit der Folge ensteht. Mittelbare Folgen sind Folgen unmittelbarer Folgen. Demzufolge kann eine mittelbare Ursächlichkeit nur bestehen, wenn eine unmittelbare Folge der Ursache zu weiteren Folgen geführt hat. . ." Ein Paradestück?

Sie verbergen ihren Atheismus nicht

"Religion ist nichts anderes als Fetischismus, mit Legenden garniert. Die Religion wird von den schlauen Priestern dazu verwendet, den Menschen Glaubensdinge zu erzählen, Zauberriten und Vorschriften zu geben, die jenen der Ureinwohner Australiens gleichkommen." Der Absatz ist einer Schrift entnommen, die von der Kommunistischen Partei Italiens verbreitet wird. Die Schrift enthält 50 Artikel, die sich alle mit der Religion befassen. Man kann wirklich nicht sagen, daß die Kommunisten ihren Atheismus taktisch verstecken. Jetzt lehren sie ihn, wie man sieht, sogar in Katechismusform. –

Unser Brot gib uns heute

von Dorothea Baumdicker

Brot stand uns einmal hoch im Wert. Drei Fünftel der Menschheit hungern immer noch. Wir Satten wissen es kaum noch. Das Beten um unser tägliches Brot wird leicht genommen: Man hat es hier bei uns ja. Wo man hat, bittet man nicht. Leider dankt man dort auch nicht mehr. Wo das Herz nicht mehr dankt, da denkt es auch kaum noch an jene, die da hungern. Wo der Geist nicht wacht, ist die Liebe bald vergessen. Und — Kultur ohne praktische Liebe? Wer glaubt an so etwas?

Ein Sonntagmorgen im Jahre 1946! Ein regnerischer Sommertag. Ich stehe in einer langen Menschenschlange vor dem einzigen Laden, dem sogenannten deutschen Magazin, wo wir einkaufen dürfen; denn Insterburg ist von den Russen besetzt.

Heute soll es Brot zu kaufen geben, auf Lebensmittelmarken natürlich. Zwar ist es nach russischer Art gebacken: schwarz, naß und sauer, aber es schmeckt uns wie Kuchen und ist immer viel zu schnell aufgegessen. So hat ein jeder seine Brotmarken in der Hand und wartet viele Stunden, bis er endlich an der Reihe ist. Schön ist es nicht, so im Regen zu stehen, aber was tut das: Brot sollen wir bekommen. Brot, Brot für uns.

Ich bin trotz allem froh, daß ich heute nicht zur Arbeit muß; denn bei diesem Wetter ist das Kohleentladen auf dem Güterbahnhof, wo ich zur Zeit kommandiert bin, eine Qual. — Aber morgen wird es wohl auch nicht besser sein. —

Das sind so meine Gedanken, und langsam schiebt sich die "Schlange" vorwärts. Endlich bin ich im Laden drin, und die deutsche Verkäuferin, die mich kennt, gibt mir die Ration für Vater, Mutter, meine kleine Nichte und für mich. Zwölf Pfund Brot sind es. Das ist unsere Wochenration. Ich will die Brotmarken aus meiner Ausweishülle herausnehmen und ihr geben. Doch da merke ich zu meinem Entzetzen, daß sie nicht mehr darin sind!

Ein großer Schreck durchzuckt mich; denn ich muß die Marken verloren haben! Sie müssen aus der Hülle herausgerutscht sein! Während ich zur Seite trete und nochmals alle Taschen durchwühle, obwohl es keinen Zweck hat, kann ich es nicht verhindern, daß mir die Tränen in die Augen steigen; denn es fährt mir durch den Sinn: Wovon sollen wir nächste Woche satt werden?

Auch ein Stoßgebet, das ich zum Himmel sende, scheint vergeblich; denn ich kann die Marken trotz eifrigen Suchens auch am Fußboden und vor dem Laden nicht entdecken. Die freundliche Verkäuferin legt das Brot zur Seite und versucht mich zu trösten:

"Vielleicht haben Sie die Karten zu Hause gelassen?" Aber leider weiß ich genau, daß ich sie bei mir hatte; denn als ich heute früh meine kleine zwölfjährige Nichte ablöste, die schon seit vier Uhr in der Schlange gestanden hatte, da hatte sie mir die Marken übergeben, und ich war an ihre Stelle getreten. So bleibt mir nichts anderes übrig, als schließlich mit hängendem Kopf und schwerem Herzen den Gang heim zu meinen Lieben anzutreten und ihnen mein Mißgeschick mitzuteilen. Insgeheim beschließe ich: Ich werde morgen abend nach der Arbeit auf den schwarzen Markt gehen und dort versuchen, meinen Wintermantel gegen Brot einzuhandeln; denn einen anderen Ausweg weiß ich nicht. Ich kann doch meine Angehörigen nicht durch meine Schuld noch mehr hungern lassen als bisher! Lieber will ich im Winter die Kälte ohne Mantel ertragen. Ich konnte ja nicht ahnen, daß Gott mein Seufzen erhört hatte und mir in seiner großen Güte helfen würde.

Am nächsten Tag will ich mittags gar nicht heimkehren; denn ich weiß, daß es dort kaum etwas zu essen gibt, und das durch meine Unachtsamkeit. Das geht mir dauernd im Kopf herum. Doch da kommt meine kleine Nichte und bringt mir ein paar warme Pellkartoffeln. Sie gibt nicht eher Ruhe, bis ich die Kartoffeln aufgegessen habe, obwohl ich vor lauter Kummer gar keinen Hunger mehr habe.

Das ist das Schlimmste für mich: Niemand macht mir große Vorwürfe. Alle versuchen sie, mich zu trösten. Aber um so mehr bedrückt mich meine Schuld.

*

Nach Arbeitsschluß gehe ich totmüde heim. Auf dem Weg treffe ich den deutschen "Bürgermeister". "Wollen Sie sich heute noch etwas verdienen?" fragt er. Er weiß, daß ich früher beim "Friedhofskommando" war. "Da ist ein russischer Offizier bei mir gewesen, der braucht heute noch ein Grab für sein Kind! Er will gut bezahlen!" Nun, das kann ich trotz meiner Müdigkeit nicht abschlagen; denn für dieses Geld könnte ich auf dem Schwarzn Markt Brot kaufen und so meinen Mantel, den ich ja zum Winter selber dringend brauche, noch einmal retten.

So mache ich mich denn auf den Weg, und es ist schon fast dunkel

geworden, als ich diese traurige Arbeit hinter mir habe. Aber es hat sich wirklich gelohnt; denn der Russe hat mir mehr Rubel gegeben, als ich sonst in einem Monat verdiene, und das nur, weil ich das kleine Grab, so wie es bei uns Sitte ist, innen schön mit Tannengrün ausgeschmückt hatte.

Wenn ich auch schrecklich müde bin, so ist mir nun das Herz doch nicht mehr so schwer; denn für das Geld kann ich Brot kaufen!

Allerdings ist es heute dazu schon zu spät. Doch das ist ja nicht so schlimm. So danke ich Gott im stillen, daß er mir diese Hilfe zukommen ließ!

Auf dem Heimweg gehe ich am deutschen Magazin vorbei. Es riecht herrlich nach frischem Brot. Da muß ich ein bischen verweilen und diesen köstlichen Duft einziehen. Natürlich meldet sich nun der Hunger, aber ich tröste mich damit, daß ich morgen ja einkaufen kann, wenn auch nicht hier — und halte die Rubel fest in der Hand.

Aber ein wenig muß ich doch noch ausruhen, und so setze ich mich auf die Stufen, die zur Ladentür führen. Da öffnet sich plötzlich ein Fenster, und heraus schaut die Verkäuferin.

"Ach sie sind es", ruft sie, "kommen Sie, ich öffne Ihnen die Tür, damit Sie Ihr Brot mitnehmen können!"

"Aber ich habe doch die Marken verloren", werfe ich ein.

"Ja, aber unser Opa hat sie gefunden, als er heute den Laden auskehrte! Sie lagen hinter dem Heringsfaß!" — Wie sie dort hingekommen sind, ist mir allerdings bis heute ein Rätsel geblieben.

Doch da kommt auch schon der alte Mann herbei, und ich kann nicht anders, ich muß ihn umarmen, so groß ist meine Freude. Und die beiden lieben Menschen freuen sich mit mir.

Glückstrahlend nehme ich das Brot und gehe heimwärts. Meine kleine Nichte kommt mir entgegen; denn sie haben daheim keine Ruhe mehr gehabt, weil ich immer noch nicht von der Arbeit zurück war. — Sie wußten ja nicht, daß ich inzwischen noch auf dem Friedhof gewesen war. "Wo willst du mit dem Brot hin?" das ist natürlich ihre erste Frage. "Ach, das Brot", sage ich, "das muß ich noch zu einer Familie tragen. Aber du kannst mir ein wenig helfen!" Und damit gebe ich ihr einen Laib. Während wir weitergehen, bemerke ich, wie sie sich heimlich ein Stückchen abbricht und schnell in den Mund schiebt. — Dann sind wir an unserer Haustür. Als sie verwundert fragt, warum ich denn das Brot nicht erst forttrage, kann ich die Wahrheit nicht länger verschweigen. Da eilt sie heimlich wie schon lange nicht mehr, die Treppe hinauf, so daß die alten Großeltern ganz erschrocken sind, als sie mit dem Brot zur Tür hereinstürmt!

Dann sitzen wir alle um den Tisch beim Abendbrot.

Es gibt nur eine dünne Suppe, aber strahlend ißt jeder sein Stück Brot dazu!

Als ich dann später das Geld hervorhole, das mir der Russe für das Grabschaufeln gegeben hat, da faltet die Mutter die Hände und betet: "Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!" –

Schutzengel - nur fuer Kinder?

Eine erschütternde Legende erzählt uns, wie Luzifer bisweilen die Sehnsucht packt. Da stöhnt er und klagt:

..."Wenn doch von der Hölle zum Himmel eine Leiter reichte! Und wenn sie glühend wäre und tausend Sprossen hätte und wenn ich auf jeder Sprosse tausend Jahre warten müßte, — ich würde den Aufstieg wagen, um nur einen einzigen Augenblick lang Gottes Antlitz zu schauen."

Uns Menschen, die wir noch "auf dem Wege" sind, ist der Aufstieg zu Gott so leicht gemacht.

Die Leiter ist die Zeit unseres Lebens. Die Sprossen auf denen wir emporsteigen, sind die Gebote Gottes.

Ein Begleiter ist uns mit auf den Weg gegeben. Er ist unsichtbar, aber er ist wirklich bei uns. Manchen Heiligen hat Gott die Gnade gegeben, ihn sichtbar an ihrer Seite zu sehen.

Es ist der heilige Schutzengel.

Das ist kein Märchen, das man den Kindern erzählt. Es ist eine Wahrheit auch für uns Erwachsene. Jeder Mensch hat seinen Schutzengel, der ihn bis zu seinem Lebensende begleitet. Es gibt sogar besondere Schutzengel für die menschlichen Gemeinschaften, für ein Dorf, für eine Stadt, für ein Volk. . . Am 29. September z. B. feiern wir das Fest des Schutzengels des deutschen Volkes, des heiligen Erzengels Michael.

Wie gut hat es Gott mit uns gemeint, daß er uns einen seiner himmlischen Geister an die Seite gestellt hat! Einen, der in alle Ewigkeit das genießt, was Luzifer nach jener Legende für einen kurzen Augenblick mit unvorstellbaren Opfern erkaufen wollte. ". . . ihre Engel im Himmel schauen allzeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." (Mt. 18:10) Unser Schutzengel steht in engster glückseliger Verbindung mit Gott!

Gibt uns das nicht zu denken? Daß wir uns nach seinem Beispiel recht oft mit Gott vereinigen durch häufige Stoßgebete während des Tages!

Der Schutzengel ist uns Führer beim Aufstieg zu Gott. Er ist unser Schützer gegen Lnzifer, der aus reinem Neid unseren glücklichen Aufstieg nicht ansehen kann. Er ist uns Berater, Mahner, Helfer, Freund und Mittler bei Gott.

O wunderbare göttliche Vorsehung, die wir mit innigem Dank im Schutzengelmonat September immer wieder loben und preisen dürfen!

"Engel Gottes, mein Beschützer, dem des Höchsten Vaterliebe mich befohlen! Erleuchte, beschütze, regiere und leite mich! Amen."

(100 Tage Ablaß)

Hilflos in Notzeiten?

Laien der Bewaehrung:

von Franz Lorenz von Thadden

Die folgenden Zeilen sollten wir Katholiken uns einmal nachdenkend durchlesen. Besonders, was dort über unsere Ehrfurcht vor dem Worte Gottes gesagt ist. Ist es wahr, dass wir Katholiken keine Bibelleser sind? Im Messbuch sind Bibellesungen für jeden Tag, und sie sind dazu da, dass sie ehrfürchtigst gelesen werden. Texte aus dem Alten und aus dem Neuen Testament werden uns täglich geboten. Beispiel: 1. Adventssonntag: Ps. 24:1-3; Römerbrief 13:11-14; Ps. 84:8; Lukas 21:25-33; Ps. 84:13. Gottes heilige Worte an uns!

Einige Tausend Reichsdeutsche, ferner Volksdeutsche aus verschiedenen osteuropäischen Ländern und Österreicher befanden sich im Frühjahr 1945 in einem Lager für verschleppte Zivilisten in der Nähe des nördlichen Eismeers bei Archangelsk. An verschiedenen Orten vom sowjetischen Vormarsch der letzten Kriegsmonate überrascht oder freiwillig in der Heimat zurückgeblieben, waren die Häftlinge, nachdem sie den qualvollen langen Transport überlebt hatten, vornehmlich mit Holzarbeiten beschäftigt. Im Lager befanden sich im Gegensatz zu anderen in der Sowjetunion weder Geistliche noch Theologiestudenten beider Konfessionen.

Man kann nicht sagen, daß im Jahre 1945 noch nichts über das Laienapostolat bekannt war. Zumindest manche Katholiken aus der ostdeutschen Diaspora waren seit langem daran gewöhnt, daß sie wochenlang die priesterliche Seelsorge entbehren mußten. Aus diesem Lager wird jedoch berichtet, daß auch die katholischen Häftlinge zum großen Teil in der allgemeinen Lethargie des Lagerlebens versunken waren. Nun, da keine Glocken mehr mahnten und keine Nachbarn auf dem Kirchgang nach Bekannten Ausschau hielten, verlöschte ihr religiöses Leben. Es ist nicht so seltsam, daß dem Sterben des inneren Lichts häufig auch bald der physische Tod folgte.

Es gab andere Katholiken, mehr Frauen als Männer, die das Gebet nicht aufgaben. Besitzer eines Rosenkranzes schätzten ihn höher denn je. Diese Christen verzweifelten nicht — aber ihre Kraft und ihr Mut reichten nicht dazu aus, andere Menschen in ihrer Umgebung aufzurichten oder sie an ihrem Glauben teilnehmen zu lassen. Es haben damals in den Baracken dieses Lagers, in denen von der jeweils zwanzigköpfigen Belegschaft bis zu acht in einer Nacht starben, viele zu Tode betrübte, suchende und leidende Menschen auf tröstenden und ermutigenden Zuspruch gewartet.

Sicherlich trifft das, was aus diesem Lager von Heimkehrern erzählt wurde, nicht auf alle Stätten östlicher Gefangenschaft zu. Es gibt aus jenen Jahren genügend Beispiele vom Opfer und Glaubenszeugnis standhafter katholischer Laien. Zu einer gerechten Würdigung gehört auch die Anerkennung der Schwierigkeiten, die einem Glaubenszeugnis im Weg standen: Ständig hungrige und erschöpfte Menschen sind selten dazu fähig, sich auch noch der geistlichen Not ihrer Mitmenschen anzunehmen. Allein man sollte es mit diesen Einwänden nicht bewenden lassen, denn es gab, wie erwähnt, auch andere, bessere Beispiele. Und schlißlich kennt die Kirchengeschichte keine Zeit, in der so viel über das Laienapostolat nachgedacht, geschrieben und manchmal auch ohne darauffolgende Taten geschwätz wurde wie die unsere. Wer von uns weiß denn , ob er nicht auch einmal ohne den gewohnten priesterlichen Beistand auskommen muß? Die Christen Ostpreuropas und vor allem Rotchinas haben einst wohl kaum erwartet, daß ein solcher Zustand zu ihren Lebzeiten in ihrem Lande eintreten könnte.

Es stimmt jedenfalls nachdenklich, wenn der protestantische Theologieprofessor Gollwitzer, der fünf Jahre lang in sowjetischer Kriegsgefangenschaft war, in seinem Buch "Und führen, wohin du nicht willst" zu folgendem Urteil kommt: "Beim Vergleich der evangelischen und katholischen Glieder unserer Kreise (der Lagergemeinde) konnte man beobachten, daß die Katholiken einen größeren Schatz von 'Anschauungsmaterial' für ihr inneres Leben aus der Erziehung ihrer Kirche mitbrachten, besonders die Gestalten der Heiligen, ihre Taten und Worte als Darstellungen vorbildlich-christlicher Lebensentscheidung, dazu auch gute Ausrüstung mit stehenden Gebetsformeln und hilfreichen Ratschlägen für schwere Zeiten und schwierigen Entscheidungen. Es ist aber wohl auch nicht ungerecht, zu sagen, daß der lebendige evangelische Christ sich von dem treuen Katholiken meist durch eine viel persönlichere Beziehung zu Chri-

stus selbst, durch die Tiefe seines Schriftverständnisses und damit durch seine persönliche Sünden- und Gnadenerkenntnis unterschied." Man kann zu diesen Sätzen manche Einwendungen machen, ja ihre grundsätzliche Richtigkeit bestreiten, schmerzlich ist dieses Urteil trotzdem. Wahrscheinlich waren 1945 viel zu wenig Katholiken auf außerordentliche Begebenheiten und selbstverantwortliche Gewissensentscheidungen eingestellt.

Die göttliche Barmherzigkeit kann außerordentliche Wege über andere Menschen gehen. So ist es, um auf das erwähnte arktische Lager zurückzukommen, auch dort gewesen. Ein Landwirt, einige weibliche Mitglieder eines Kirchenchores, allesamt evangelische Christen, dazu ein Zahnarzt bildeten im Lager einen Kernkreis, um den sich die anderen scharen konnten. Wohl alle besaßen eine gute Kenntnis der Heiligen Schrift, sie kannten viele geistliche Lieder auswendig — und sie behielten ihren Schatz nicht für sich. Immer mehr Menschen kamen zu ihren Andachten, bei denen neben Gesang Zitate aus der Schrift und ihre Erklärung durch den erwähnten Landwirt standen. Sterbende wurden besucht, Kranke gepflegt und auch sonst manche Hilfe geleistet. Von zwei Jungen aus Tirol wird berichtet, sie hätten gestanden, erst in diesem Lager den Sinn der frohen Botschaft erfaßt zu haben.

Ein solches "Einspringen" von Nichtkatholiken ereignete sich damals auch in dem Gefängnis der GPU in Landsberg an der Warthe. Ein religiös gleichgültig gewordener Ingenieur aus dem Rheinland erlebte dort, wie ein alter bäuerlicher Mitgefangener über einem gerade nach der Folterung in die Zelle geworfen den 89. Psalm betete, in dem es heißt: "Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für." Die Worte trafen den Zuhörer ins Herz. "Eigentlich" hätte der Ingenieur gar nicht hier sein dürfen, er hatte nur bei einer Dienstreise "Pech" gehabt, "eigentlich" war Gottes Wort in seiner Heimatgemeinde schon immer verkündet worden und stand der Tisch des Herrn auch für ihn seit Jahren bereitet. Dieser Mann wurde von der göttlichen Gnade erst in einem GPN-Gefängnis erreicht. Aber muß Gott immer erst zu solchen äußersten Zuchtmitteln greifen?



Pius XII. war ein ganz besonderer Freund der Kinder

Der Schreiber dieser Zeilen war 1950 einige Monate lang unter "Spionageverdacht" in den Händen des sowjetzonalen Staatssicherheitsdienstes (SSD), die längste Zeit davon in Prenzlau. Das Gefängnis des SSD war im Haus eines Arztes untergebracht, der in den Westen geflüchtet war. In meiner Nachbarzelle war ein 17-jähriges Mädchen untergebracht. Sie war von Beruf "Parterre-Akrobatin" und hatte auf einer Tournee angeblich eine verfängliche Bemerkung gemacht. Marlies war Katholikin. Ihre Sonntagspflicht hatte sie, wie sie zugab, schon sehr lange nicht mehr erfüllt, ihr religiöses Wissen bestand in einer oberflächlichen Kenntnis des heiligen Antonius und dem Kinderlied "Müde bin ich, geh zur Ruh."

"Wenn ich hier rauskomme, dann gehe ich jeden Tag in die Kirche und stifte dem heiligen Antonius eine Kerze", so versicherte sie immer wieder. Der Rat, mit Versprechungen zurückhaltender zu sein und den lieben Gott nicht als Handelspartner zu mißbrauchen, wurde nicht gerne gehört. Inzwischen hatte Marlies — ein Zeichen ihrer bevorstehenden Freilassung — ein Lebensmittelpaket ihrer Mutter erhalten, das nun während religiöser Gespräche vertilgt wurde. Obwohl sie dem hungrigen Schicksalsgefährten durch die Gitter etwas hätte zustecken können, labte sich Marlies allein an den Köstlichkeiten; der Mitgefangene erfuhr nur genau, was alles in dem Paket drin war. Das Mädchen wurde bald entlassen, die dringende Bitte, die Angehörigen des Zellennachbarn zu benachrichtigen, damit diese ein Lebenszeichen hätten, wurde leider von Marlies vergessen. Es ist anzunehmen, daß auch die Tempelhofer Kirche das Mädchen nicht täglich sah, vielleicht nicht einmal sonntäglich. Mit der Not, die angeblich beten lehrt, ist es so eine Sache — wenn sie erst vorbei ist.

Ganz anders verhielt sich jener alte Mann, der Strafgefangene bei Bauarbeiten im SSD-Sonderkerker beaufsichtigte und anleitete. Sein Lebenslauf war gerade kein Schmuckstück für einen ehrbaren Bürger; er war einmal von der

Anklage des Mordes mangels Beweises freigesprochen worden, seinen Beruf hatte er allzuhäufig gewechselt, ohne etwas geworden zu sein. Der Alte steckte jedoch von seinem kümmerlichen Proviant und Tabak den politischen Gefangenen reichlich zu, er hatte immer ein gutes Wort. Ich hoffe, daß das auch einmal in die Waagschale kräftig fällt, wenn es an das letzte Gericht geht.

Leiter der SSD-Dienststelle war ein sudetendeutscher Kommunist, ein ehemaliger Katholik, mit dem sich bis tief in die Nacht auch über Glaubensfragen reden ließ. Zwar meinte er, sein Gesprächspartner würde einmal, "von Würmern gefressen", vergeblich auf die Auferstehung warten, aber er gab doch dem Drängen auf seelsorgerliche Betreuung, wie es auch die Verfassung der Sowjetzone für Gefangene zugesteht, insoweit nach, daß er zweimal das Anhören einer katholischen Sonntagsfeier im Rundfunk erlaubte. Unvergeßlich bleibt aus jenen Stunden die Stimme des damaligen Weihbischofs Weskamm, des inzwischen verstorbenen Berliner Oberhirten, der am Karfreitag die Fürbittgebete der Kirche sprach. Wer selbst einmal in Kerkern gefesselt gesessen hat, der wird die Bitten um Öffnung der Kerker und Lösung der Fesseln kaum mehr vergessen.

Aber — kann man sich in Notzeiten darauf verlassen, daß man wenigstens über den Rundfunk von einem bischöflichen Wort des Trostes erreicht wird? Auch das Gebet durch die Zellenwand, das Verkünden von Schriftworten aus dem Munde von Mitgefangenen und nicht einmal das mütterliche Lebensmittelpaket sind uns stets zugesichert. Häufiger wird der Laie auf sich ganz allein gestellt sein. Unter diesen Umständen bedrängt der Gedanke, daß so manches, was dieser oder jener von uns einst selbst erlebt hat, so geringe Früchte getragen hat. Sicherlich bietet ein frommes Elternhaus für das Bestehen von Ausnahmesituationen eine entscheidende Hilfe. Aber der Höhepunkt christlicher Bewährung ist damit noch lange nicht erreicht. Es kann eine Stunde kommen, in der der katholische Mann nicht nur als Familienvater sich bewähren muß, sondern vielleicht auch viele Menschen einer verwaisten Gemeinde nach ihm rufen, damit er den Glauben weitergibt. –

So wollen wir beten

Daß ich die Wahrheit sage

Herr, wie leicht ist oft ein Wort gesagt, eine Behauptung aufgestellt. Und wie schwer wiegt oft dieses Wort, diese Behauptung. Kann zerstören oder aufbauen, kann vergiften oder heilen.

Herr, Du forderst von uns Wahrheit. Daß wir nicht versuchen, uns selber etwas vorzumachen, den Mitmenschen eine Fassade vorzuhalten oder sogar Dich zu betrügen. Du forderst von uns Wahrheit in Tat und Wort. Daß wir nichts tun, nichts sagen gegen Wissen und Gewissen...

Herr, ich bemühe mich darum und bitte Dich um Hilfe, daß ich immer den Mut zur Wahrheit habe und behalte. Den Mut, der Wahrheit ins Auge zu schauen, auch wenn sie hart und unangenehm ist. Den Mut, sie auszusprechen, auch wenn ich mir dadurch Feinde verschaffe.

Zur Wahrheit gehört aber nicht nur ,daß ich keine Lüge ausspreche, sondern auch, daß ich nichts Wesentliches verschweige, daß ich ein vollständiges Bild, eine vollständige Antwort gebe. Daß ich nichts abbreche, nichts unterschlage. Diese volle, ganze Wahrheit macht mir Angst. Weil ich einfach nicht alles übersehen kann, weil ich fürchte, selber nur aus einem Blickwinkel einseitig die Dinge zu sehen, weil ich ja nicht allwissend bin.

Herr, bewahre Du mich davor, daß ich durch ein halbes Wort, eine unvollständige Antwort — nach bestem Wissen und Gewissen gesagt — Unheil anrichte, Menschen in die falsche Richtung weise. Und wenn ich es getan habe, dann nimm mir jenen Stolz, der nicht zugeben möchte, daß ich mich geirrt habe, daß ich im Unrecht bin, daß villeicht sogar mein Gegner im Recht ist. Hilf, daß mir die Wahrheit mehr wert ist als mein Stolz, als mein Besitz, ja mehr als mein Leben. Vergib, was ich gegen sie gesündigt habe — durch Feigheit, durch Unwissenheit, durch Stolz, durch Faulheit. Vergib, daß ich Dir nicht überall hin gefolgt bin, der Du die Wahrheit, der Weg und das Leben bist.

Vor allem aber, Herr, laß mich nicht zu einem Fanatiker werden, der behauptet, Wahrheit bestünde darin, immer und überall alles zu sagen. Laß mich erkennen, wo ich zu reden habe und was, wo ich zu schweigen habe. Laß mich wahr sein aus Liebe, die auch schweigen kann, selbst wenn einem die Worte auf der Zunge brennen.

Herr, lehre mich Ehrfurcht vor der Wahrheit, vor dem Wort, lehre mich Liebe, daß ich jene Worte finde und spreche, die heilen und trösten, die schützen und mahnen, die leuchten und wärmen.

Du greifst entschlossen zu dem Winkelmaß
und zeichnest tausend Pläne auf die weißen Bögen:
Traumspiel der Hoffnung, die sich keck vermaß
den Grundriß deiner Zukunft festzulegen!

Was nützen Zirkel, Lineal und Blei,
zerreißt ein Windstoß Blatt und Pläne?
Die Mauern stocken, rings nur Spott und Falkenschrei.
Als Mörtel dient dir unvermutet eine Träne.

Liegt es an dir, des Giebesl First und Kamm
mit müden Schultern in das Blau zu bauen?
Vielleicht wühlst du noch stumpf im Keller, voller Gram,
dein stolzes Werk im erstem Keim zu schauen!

Baumeister Mensch! Sieh, darum geht es nicht,
daß du den kühnen Plan beglückt vollendest . . .
Nur darin liegt das ewige Gericht,
daß du dich selber planvoll an den Bau verschwendest.

Josef Renhardt, Gmunden

Die katholische Kirche des Armenischen Ritus



Zur Ernennung von Kardinal Agagianian

von Edmund Plazinski

In den Wirren des ersten Weltkriegs und der Nachkriegszeit blieb die Nachricht einer der schrecklichsten Christenverfolgungen der Weltgeschichte in der Öffentlichkeit unbeachtet. Mehr als eine Million Armenier, die unter türkischer Herrschaft lebten, fielen dem Krumschwert zum Opfer. Tausende wurden von Haus und Hof vertrieben und in die Fremde verschleppt. Andere konnten nur durch die Flucht ihr Leben retten.

Auch heute spricht man nicht gerne von diesem Geschehen. Die Mörder von damals sind schon längst wieder gesellschaftsfähig geworden. Das armenische Volk aber, so weit es nicht in der Verbannung lebt, leidet weiter unter dem Zeichen von Hammer und Sichel, wie es einst unter dem Halbmond gelitten hat.

Es muß als eine Auszeichnung für die tapferen armenischen Christen gewertet werden, daß der Heilige Vater das Oberhaupt der katholischen Armenier, Se. Eminenz Kardinal Gregor Petrus Agagianian, Patriarch von Cilicien, nunmehr zu einem seiner engsten Mitarbeiter ernannt hat. Patriarch Gregor Petrus XV. hat als Nachfolger des verstorbenen Kardinals Stritch das Amt des Propräfekten der Kongregation für die Glaubensverbreitung des Glaubens übernommen.

Der heute 63jährige Patriarch, der bereits 1937 sein Patriarchat übernommen hat und im Jahre 1946 unter die Schar der Kardinäle aufgenommen wurde, ist das einzige Mitglied des Obersten Senats der Kirche, das aus dem Bereich der Sowjetunion, nämlich aus Sowjet-Armenien, stammt. 5 Erzbistümer und 16 Bistümer in Kleinasien, in Rumänien und in der Ukraine mit insgesamt 100 000 Gläubigen unterstehen seiner Jurisdiktion. Weitere 100 000 Katholiken des armenischen Ritus leben verstreut in der ganzen Welt.

Der Sitz des Patriarchen ist die libanesische Hauptstadt Beirut. Die Römer haben sich jedoch daran gewöhnt, ihn in ihrer Mitte zu sehen. Seine Beliebtheit geht sogar so weit, daß sie ihn unter die "Papabili", d. h. unter die Anwärter auf den pästlichen Thron rechnen.

Die Geschichte der armenischen Kirche ist die Geschichte einer zweitausendjährigen christlichen Kultur. Schon im ersten christlichen Jahrhundert fanden Glaubensboten den Weg in dieses Land. Der Überlieferung nach waren es die Apostel Bartholomäus, Thaddäus, Simon und Judas, die hier den Glauben an Christus verkündeten. Jedenfalls wurde schon im 3. Jahrhundert nach Christi Ge-

burt unter König Trdat das Christentum zur Staatsreligion erhoben. Der heilige Bischof Gregor der Erleuchter muß als der eigentliche Begründer der Kirche Armeniens angesehen werden.

Durch ein tragisches Mißverständnis fielen die Armenier der Irrlehre des Monophysitismus zum Opfer. Als 451 auf dem Konzil zu Chalcedon jene Lehre von dem Aufgehen der menschlichen Natur verurteilt wurde, fehlten die armenischen Bischöfe. Kriegerische Unruhen hatten ihre Reise nach Chalcedon verhindert. Die Beschlüsse des Konzils wurden ihnen in einer falschen Übersetzung vermittelt, so daß sie nun zum Angriff gegen das Konzil vorgingen und ihm den Vorwurf machten, dem Nestorianismus, der Irrlehre von dem Einwohnen der göttlichen Natur in der menschlichen Natur Christi, Vorschub geleistet zu haben. Hinzu kam noch das unglückliche Verhältnis zwischen Griechen und Armeniern, das zwar einen politischen Hintergrund hatte, bei dem damaligen Staatskirchentum aber dem Schisma und der Häresie förderlich war. Immer mehr entfernten sich die armenischen Christen unter der Führung ihrer Bischöfe von der katholischen Kirche, bis die Trennung im 7. Jahrhundert endgültig wurde. Der Monophysitismus war in der armenischen Kirche Glaubensgut geworden. Erst zur Zeit der Kreuzzüge änderte sich manches. In Cicilien hatten Armenier ein armenisches Königreich gegründet. Sie wurden nach und nach katholisch. Aber 1375 kam schon wieder die alte Trennung zustande. Ein weiteres Unglück war die politische Zerrissenheit des Landes. Schon im 14. Jahrhundert verzeichnete man die ersten Türkeneinfälle. 1522 wurde Armenien ganz dem türkischen Reich einverleibt. Erst im 19. Jahrhundert kamen die nördlichen Teile des Landes zu Rußland. Heute teilen sich die Türkei, Rußland und Persien das armenische Reich.

Die langsame Rückkehr zur Einheit mit Rom begann im 17. Jahrhundert. Am Anfang stand die Arbeit der Dominikanermönche. Die von diesen gegründeten Bruderschaften trugen viel zu einer Vereinigung bei. Einer besonderen Erwähnung wert ist hier die Tätigkeit jener Ordensleute, die der armenischen Kirche entstammen. 1701 gründete der armenisch-katholische Mönch Mechithar den nach ihm benannten Mechitharistenorden. Die Mechitharisten leben nach der Regel des heiligen Benedikt. Es gibt zwei voneinander unabhängige Kongregationen mit je einem Generalabt. Die beiden Mutterhäuser befinden sich in Wien und Venedig. Die Schultätigkeit der Mechitharisten hat der katholischen Kirche unter den von ihr getrennten Armeniern viele Freunde gewonnen.

Die Errichtung des katholischen Patriarchats Cicilien wurde im Jahre 1740 vorgenommen. Schon damals wählte der Patriarch Beirut zu seinem Sitz.

Das eigentliche Anliegen der armenischen Katholiken ist die Versöhnung ihrer getrennten Brüder mit dem Heiligen Stuhl. Noch leben zweieinhalb Millionen Armenier in der Trennung. Ein Großteil von diesen ist in der Sowjetunion beheimatet. Das Martyrium unter türkischer und sowjetischer Herrschaft hat die Christen beider Bekenntnisse einander näher gebracht. Kann es ein besseres Fundament für die Einheit geben, als die gemeinsamen Martyrer? –

Die Arabische Welt im Aufbruch

Die Lage der Katholiken

Die kirchlichen Behörden in der neuen vereinigten arabischen Republik — Ägypten und Syrien — stehen dem Zusammenschluß wohlwollend gegenüber. Die Katholiken des Libanon hingegen verfolgen die Entwicklung mit gemischten Gefühlen, denn sie befürchten, daß ihre zur Hälfte christliche Nation sich vom immer stärker werdenden arabischen Nationalismus nicht nur Gutes versprechen könne. Die zustimmende Haltung der Katholiken in Syrien und Ägypten rührt daher, daß der Kirche nach kommunistischen Attacken Zugeständnisse gemacht worden sind.

Die vereinigte arabische Republik bedeckt eine Fläche von 1 183 388.16 qkm. Zwischen den beiden Staaten liegen Libanon und Israel. Ägypten und Syrien zählen zusammen 27.5 Millionen Einwohner, wovon die Mehrzahl arabische Mohammedaner sind. Daneben gibt es aber auch 352 000 Katholiken. Ägypten weist 210 000 römische Katholiken und rund 2 Millionen andere Christen, hauptsächlich Kopten und griechische Orthodoxe, auf; Syrien 142 000 Katholiken und rund eine halbe Million Christen anderer Bekenntnisse. Der Yemen, der auch zur Union stoßen will, ist rein mohammedanisch. Ägypten wie Syrien unterhalten mit dem Hl. Stuhl diplomatische Beziehungen; in Damaskus wie in Kairo vertritt je ein Internuntius die Interessen des Hl. Stuhls.

Im Libanon, der 783 000 Christen zählt, verfolgt man die Entwicklung mit einem gewissen Mißbehagen. Von den 1 450 000 Einwohnern des Landes sind 560 000 römisch-katholisch (Gläubige des lateinischen, maronitischen, byzantinischen, syrischen und armenischen Ritus), 223 000 sind griechisch-syrisch- oder armenisch-orthodox, wozu noch 29 000 Drusen und Anhänger verschiedener Sekten zu zählen sind. Die Katholiken des maronitischen Ritus stellen die größte Religionsgemeinschaft dar; und es ist denn auch

immer ein Gläubiger dieses Ritus (gegenwärtig N. Chamoun), der vom Parlament zum Staatspräsidenten gewählt wird. Der Premier dagegen gehört immer der sunnitischen Richtung des Islam an und der Speaker des Parlaments der schitischen. Die Katholiken, und die Christen ganz allgemein, fürchten nun, daß bei einem Druck auf den Libanon, sich ebenfalls der Union anzuschließen, dieses wohl ausgerechnete Gleichgewicht der Verteilung wichtiger Posten nach Religionen und Bekenntnissen gestört werden könnte, wobei natürlich die Leidtragenden nicht die Mohammedaner wären.

Die beiden Königreiche Irak und Jordanien sind ebenfalls eine Union eingegangen. Saudi-Arabien erwägt gegenwärtig die Möglichkeit, sich anzuschließen. Irak und Jordanien umfassen ein Gebiet von 256 210 000 qkm. Hier war die Reaktion der katholischen Kreise viel schwerer zu ergründen. Die beiden Königreiche zählen 8 038 000 Einwohner, wovon 238 000 Katholiken und rund 100 000 Christen anderer Bekenntnisse sind.

Syrien befand sich beim Eingehen der Union mit Ägypten an einem Siedepunkt. Wäre der Zusammenschluß nicht gekommen, dann wäre Präsident Shukri al-Kuwatli von einem Kommunisten abgelöst worden. Die kommunistischen Attacken gegen die Kirche haben die Regierung zur Verteidigung der Kirche genötigt. In Ägypten hat sich Präsident Nasser einverstanden erklärt, das Statut der katholischen Schulen solange anzuerkennen, als es vom Hl. Stuhl anerkannt wird. Die Frage ist nun, wie sich Nasser des Kommunismus entledigen und wie Syrien die von den Kommunisten gestörte innere Lage wieder stabilisieren kann. Der libanesische Premier Sami Solh hat Damaskus und Kairo gratuliert, sich aber geweigert, zu sagen, ob Beirut der Union beitreten werde, denn darüber habe nicht er, sondern das Volk und das Parlament zu entscheiden. Raymond Edde, der Sohn eines ehemaligen libanesischen Staatspräsidenten und selber Mitglied des Parlaments, erklärte: "Die Unabhängigkeit des Libanon ist nicht nur eine libanesische, sondern eine arabische Notwendigkeit!" (Kipa)

Verbrechen an der Kirche

Papstenzyklika zur Lage der katholischen Kirche in China

Die Bischöfe, die vom Heiligen Stuhl weder ernannt noch bestätigt sind und sogar gegen eine ausdrückliche Anordnung des Vatikans in Rotchina gewählt und geweiht wurden, besitzen weder Lehrgewalt noch Jurisdiktionsrecht. Diese Feststellung wird in einer neuen Enzyklika getroffen, in der Papst Pius XII. zur Lage der katholischen Kirche in China Stellung nahm. Die Enzyklika, die das Datum des Festes der Apostelfürsten Petrus und Paulus vom 29. Juni trägt und mit den Worten "Ad Apostolorum Principis" beginnt, wurde am 8. September in der Vatikanstadt veröffentlicht. Zu den in der letzten Zeit aus Rotchina bekanntgewordenen Bischofswahlen und -weihen wird in der Enzyklika festgestellt, daß keine Einzelpersönlichkeit und keine Gruppe von Priestern oder Laien sich die Autorität anmaßen könne, Bischöfe zu wählen oder zu weihen. Diese Autorität stehe allein dem Papst als dem Nachfolger auf dem Stuhle des Apostelfürsten Petrus zu. Eine ohne Zustimmung und Bestätigung des Heiligen Stuhles vorgenommene Weihe stelle ein äußerst schweres Verbrechen an der Einheit der Kirche dar.

Der Papst wendet sich in der Enzyklika scharf gegen die sogenannte "Patriotische Vereinigung" der chinesischen Katholiken, die unter dem Schein der Vaterlandsliebe die Gläubigen von der Hierarchie zu trennen versuche und beabsichtige, die chinesischen Katholiken zu den Lehren des gottlosen Materialismus zu bekehren. Dabei würden nicht nur Priester und Bischöfe, sondern auch der Heilige Stuhl beschuldigt, imperialistische Pläne zu hegen und das chinesische Volk auszubeuten. Die "Patriotische Vereinigung" versuche unter dem Vorwand der Verteidigung der religiösen Freiheit, die Kirche völlig der weltlichen Gewalt unterzuordnen. Dabei, so heißt es in der Enzyklika, schrecke sie nicht vor Gewaltmethoden und Terrormitteln zurück. Da diese Verbrechen im Namen des Patriotismus begangen werden, weist der Papst darauf hin, daß die Kirche ihren Gläubigen zwar immer den Leitsatz eingeprägt habe, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei. Es könne aber kein Gegensatz zwischen den Vorschriften der christlichen Religion und den wahren Interessen des Vaterlandes bestehen. Wenn jedoch die Staatslenker den Bürgern Gehorsam in Dingen auflegten, die Gott allein angingen, und sie sogar an der rechtmäßigen Ausübung ihrer religiösen Pflichten hinderten, müßten die Christen dem Leitsatz folgen: "Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Wenn die Mitglieder der "Patriotischen Vereinigung" immer wieder vom Frieden sprächen, so heißt es in der Enzyklika weiter, müsse festgestellt werden, daß der Friede nicht auf bloßen Worten, sondern auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Liebe beruhen würde. Die Kirche erstrebe einen dauerhaften und unparteiischen Frieden, der allein aus einer gerechten Weltordnung hervorgehen könne. Beauftragt, dem Menschen auf dem Weg zu seinem übernatürlichen Ziel Führerin zu sein, könne die Kirche sich keineswegs auf rein religiöse Dinge beschränken.

Papst Pius XII. hatte schon 1952 in einem Apostolischen Brief "Cupimus imprimis" und erneut 1954 in der Enzyklika "Ad Sinarum gentem" zur Lage der Kirche in China Stellung genommen. –

Froehliche Geber

In der Heiligen Schrift lesen wir das goldene Wort vom fröhlichen Geber: "Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." Gibt es ihn eigentlich noch, diesen fröhlichen Geber? Gewiß, zwar kann man diese Leute nicht mit Namen herzählen; denn zu ihrer Art gehört es auch, nicht um ihren Ruhm als Wohltäter bekümmert zu sein. Sie geben, wo und wann sie eine Not antreffen. Sie organisieren es nicht, sondern überlassen es ihrem Herzen, zu bestimmen, wann sie tätig werden. Und sie erzählen es nicht weiter. Ihr Geben ist ihnen so selbstverständlich, so sehr Teil ihres Wesens, daß sie es für nichts Besonderes erachten. Also bleiben die fröhlichen Geber in der Verborgenheit. Dort wirken sie, sie wirken wahre Wunder.

Aber offiziell ist der "fröhliche Geber" in Mißkredit geraten. Spricht man über einen der sein letztes Hemd verschenkt, der ohne Rücksicht auf sich selber alles hergibt, so tut man, als sei das ein Sonderling, einer, dem nicht zu helfen sei, einer, der keine Ordnung habe. Es schwingt etwas wie überhebliches Mitleid mit. Man selber mit seiner vermaledeiten "Ordnung" dünkt sich jenem haushoch überlegen.

O ja, es gibt eine schreckliche Ordnung in diesen Dingen. Es gibt Ordner, in denen sorgfältig die Belege der Mildtätigkeit gesammelt werden, um sie beim Finanzamt vorlegen und von den Einkünften absetzen zu können. Es gibt eine Art, Gutes zu tun und sich vor aller Öffentlich dessen zu rühmen. Diese ist das genaue Gegenteil vom fröhlichen Geber. Es ist der berechnende Geber, der Spekulant in Mildtätigkeit, der Schausteller-Geber.

Und es gibt noch eine andere Art, die darin besteht, daß man sich, wo man geben sollte, damit entschuldigt, man spende grundsätzlich nur den "dafür zuständigen" Organisationen. Nach der Schrift sind wir für das Geben alle zuständig, und keiner ist von seiner Zuständigkeit befreit. Es wird, wenn einmal Rechenschaft gelegt werden muß, nicht danach gefragt, ob man einmal dem Verkehrten gegeben hat, ob man sich hat hereinlegen lassen durch einen Schwindler. Es wird dann nur nach der guten Meinung des Gebers gefragt, nicht nach der Würdigkeit oder Unwürdigkeit des Beschenkten. Deswegen kann sich auch kein Christ mit dem Hinweis auf organisierte und beamtete, vielleicht staatliche Hilfe aus der Affäre ziehen. Den fröhlichen, den unbekümmerten Geber aus der Gutheit des Herzens hat Gott lieb, nicht den, der daraus ein Zuständigkeitsverfahren machen möchte.

Der fröhliche Geber gibt auch dann noch, wenn er nichts mehr hat. Dann verschenkt er eben seine Fröhlichkeit, gibt Teile seines guten Herzens ab, und der Beschenkte geht oft reicher von dannen, als wenn er einen Mantel oder zehn Mark bekommen hätte. "Es kommt vom Herzen", sagt der Beschenkte zu sich und wird gerade davon oft von Grund aus umgewandelt. Die staatliche Gabe nimmt der gleiche Beschenkte unerschüttert entgegen wie sein Recht.

Und damit sind wir beim Unterschied zwischen dem Geben an sich und dem christlichen Geben. Der Christ gibt immer sein Herz. Und wer sein Herz nicht mitgibt, der hat nichts gegeben! –

Wir vergessen es allzu leicht, dass jeder Tag nur ein Vorübergang ist, ein Bahnsteig sozusagen, den man nur benutzt, um aus-, ein- oder umzusteigen, der aber niemals schon Ziel ist. Darum sind wir oft so ernüchtert, weil wir mehr Glanz, Schönheit und Erfüllung erwartet hatten von unserer Fahrt durch den Alltag. Wir sind nicht sehr hellsichtig für die Erkenntnis, dass die Spur unseres Lebens ein Leuchten aufweist, das mehr verborgen als offen ist. Dass schicksalhafte Wendungen uns auf neue Möglichkeiten hinlenken, in neue Lebenslandschaften, neue Ansichten, neue menschliche Begegnungen. Wir fürchten uns vor den grossen dunklen Lokomotiven, dass sie uns überfahren könnten, und meinen, wenn wir die Signale unserer Seele krampfhaft herunterhielten, müsste das Geschick haltmachen vor unserem trotzigen oder ängstlichen Nein. Wie es aber auch sei mit unserem Leben, es hat ein grosses, glückliches Ziel, das hinter den Wänden unseres irdischen Daseins liegt. Niemals ist es zu spät, dahin aufzubrechen.

Else Pelke

Ein Opfer des Beichtstuhles

von Adolf Innerkofler

4. Fortsetzung

"Ach wo!" tat die Wirtin erstaunt, "nee, nee, so was!"

Auch der eine der Soldaten lachte, doch sagte er: "Das glaub' ich weniger, daß er einen Taler verdienen will, ich mein' eher, er will einen Strick verkaufen damit. So ein Ausreißer ist doch ein Galgenstrick und er weiß, der Galgen ist ihm gewiß; den mag er aber nicht, drum macht er den Herren wohl die Freude und liefert ihnen den Pfaffen aus."

"Ach nee! Ach nee!" jammerte die Wirtin, "sind denn die Herren so arg beese auf die Geistlichen?"

Der Soldat zuckte die Achseln: "Es ist man so. — Aber ich mein', er verrechnet sich doch und erreicht nur, daß zweie hängen statt des einen, daß er und der Geistliche mitsammen baumeln müssen; so steht's im Dekret. Und unser Alter, der Fouqué, der läßt dervone nich."

"Ach wo! Ach wo!" entsetzte sich die Wirtin.

Der zweite Soldat aber bemerkte spöttisch: "Ach was, der Ausreißer ist ein Feigling und dreht sich wie eine Wetterfahne. Ich wette, der fällt wieder um: und wenn er nächstens auch dem Geistlichen vor dem Gesichte steht bei Gericht, erlebt der rotnasige Herr Schulz eine neue Überraschung: Der Widerrufungskünstler widerruft den Widerruf seines Widerrufes! Hahaha!"

"Gottschlichmutter, dann sauft sich der neue Richter wieder einmal einen Rausch an," lachte der eine der Soldaten.

"Gott geb's! Gott geb's!" seufzte die Wirtin, sich erhebend.

"Daß sich der Schulz einen Rausch ansauft?" neckte der eine Soldat.

"Ach wo! Nee! nee!" verteidigte sich die Wirtin, "nee, daß der Ausreißer widerruft, das soll Gott geben! Ich bin dem Pater Andreas so gut. Und erst mein Jüngla! Der arme Bub ist sonst ein rechtes Quecksilber, nie eine Ruh' nich, aber seit sein Lehrer, der Pater Andreas, im Kerker ist, hat der Junge kein Leben mehr; nicht einmal essen mag er. — Gott geb', daß der Ausreißer widerruft!"

Damit ging sie betrübt davon. Der eine Soldat sagte zum anderen: "Wie sehr doch die Papisten an ihren Pfaffen hängen!"

"Nu, die werden wohl danach sein!" gab der andere zurück und zuckte gleichgültig die Achseln.

Ob Nentwich noch einmal widerrief, das entschied sich gleich nach zwei Tagen. Da geschah die Gegenüberstellung.

*

Mürrisch und in sich zusammengeduckt stand er da, als Pater Andreas in den Verhandlungssaal trat. Der Soldat schaute nicht her. Schulz begann: "So geistlicher Herr, Ihre Wünsche sind erfüllt: ein Mann Ihres Glaubens ist als Beisitzer hier, Herr Kommandant D'O hat den am Tisch sitzenden Leutnant v. Pichler den beiden anderen Herren beigegeben. — Und hier ist Nentwich, Ihr Ankläger. Der sage nun auch Ihnen ins Gesicht, wessen er Sie beschuldigt. Wir und Sie wollen sehen, ob er es auch heute noch wagt."

Sogleich hob Nentwich an, rauh, stoßweise: "Warum soll ich es nicht wagen? Es ist so, wie ich sagte: ich habe damals bei diesem Herrn gebeichtet. Der Pater hat mich anfänglich zu Treue und Haltung meines Juraments vermahnt, nachhero aber auf meine noch vor der Absolution erlassene: "Ob ich bei Gelegenheit vom Regiment weggehen könne?" mir zur Antwort gegeben: „Es sei wohl eine schwere Sache, jedoch, wenn es Gelegenheit gäbe, so hätte es nicht viel auf sich."

Pater Andreas schwieg. Auch Nentwich schwieg. — Schulz fragte nach einer Pause: "Fertig?"

"Ja, fertig!" knurrte Nentwich, "was soll's da noch?"

"Gut," versetzte Schulz, "Herr Sekretär, notieren Sie genau diese Aussage! — So! —" Er sah dem eilig Schreibenden zu und als dieser endlich die Feder ausspritzte, begann er zu Nentwich: "Aber, Mann, es hat schon noch was. Der geistliche Herr da beruft sich wiederholt darauf, daß du neulich, bei der letzten Gegenüberstellung anfänglich auch das gleiche gesagt hast, dann aber gleich fünfmal widerriefst und auf deinen Widerruf sogar ein Jurament setzen wolltest. Wie ist das? Tatest du das wirklich nur aus Furcht vor dem Geistlichen da oder steckt etwas anderes dahinter?" —

Nentwich sah scheu und stechend auf den Sprecher und auf die Herren, die neben dem saßen. Lauernd schauten v. Chambaud und v. Traubenthal auf ihn, gespannt Leutnant v. Pichler. Er schluckte aufgeregt und lachte dann kurz auf: "I nu ja! Warum soll ich's nicht sagen? — Freilich hab' ich Furcht gehabt vor dem Pater da, damals im Verhör."

"Aber, aber!" wagte auf diese Worte Pater Andreas dazwischen zu rufen; er tat es kindlich, ja

lächelnd, als wollte er sagen: "Sehe ich denn gar so fürchterlich aus," doch auf die beiden "aber" schon fuhr ihn Schulz an: "Ruhig! Sie haben den Mann nicht zu unterbrechen! Sie haben nicht das Wort! Sie haben zu reden erst wenn Sie gefragt werden!"

Der Geistliche schwieg, hochrot im Gesichte; er fühlte sich recht als ein abgekanzelter Schuljunge. Desto mutiger wurde Nentwich: er wandte sich offen zum Priester her und sagte: "Aber ja habe ich Furcht gehabt, — ich habe Sie nicht ins Unglück bringen wollen, darum habe ich meine erste Aussage widerrufen. Nunmehro kann ich aber nichts anderes sagen, als daß es die Wahrheit ist. Dabei bleibe ich, ich lebe und sterbe darauf."

Die Beisitzer v. Chambaud und v. Traubenthal sahen einander an und nickten; Leutnant v. Pichler saß unbeweglich; Schulz hatte etwas Triumphierendes in seinen blauen Glotzaugen und fragte nun mit spöttischer Höflichkeit: "Nun, hochwürdiger Herr, was haben Sie zu sagen, daß der Mann hier solches vorzubringen weiß?"

"Nichts," antwortete Pater Andreas lakonisch.

"Gut! — Also anerkennen Sie seine Aussage und bekennen sich schuldig?"

"Wie könnte ich? — Dann müßte auch ich lügen!

— Wieso der Mann hier zu seinen Behauptungen kommt, kann und will ich nicht beurteilen. Er soll es mit sich selber ausmachen und — mit dem Herrgott. Was ich schon zu wiederholten Malen sagte, erkläre ich nochmals und anderes kann ich nicht sagen."

Mit sichtlicher Hast fiel Nentwich ein, obschon er gar nicht gefragt wurde: "Der hochwürdige Herr wird sich halt nicht erinnern. Und ich, in seiner Lage, ich wehrte mich auch mit Händen und Füßen, solange ich kann. Dazu hat doch jeder sein gutes Recht!" er kicherte.

"Schweig! Oder willst du vielleicht schon wieder zurückziehen? herrschte ihn der Vorsitzende an.

"Ach wo! — Nee, nee, ich bleib' bei dem, was ich gesagt habe. So war es und so ist es!"

"Na also, geistlicher Herr! Sie haben es wieder gehört? — Oder soll ich es ihn fünfmal wiederholen lassen, wie er neulich fünfmal widerrufen hat? Mich dünkt, es wäre nun Beweises genug. Ergeben Sie sich und gestehen Sie!"

Da wurde Pater Andreas todernst. Mit einer Würde, wie man sie seinem kindlichen Wesen gar nicht zugetraut hätte, sprach er: "Nein! — Ich habe nichts zu gestehen; der Nentwich bleibt bei seinen Aussagen; ich bleibe bei den meinigen. — So steht Behauptung gegen Behauptung. — Das soll Beweises genug sein? Ich einmal könnte für meine Behauptung sagen, daß ich stets unbescholten war und mich noch niemand einer Lüge zeihen konnte; Nentwich dagegen — nun, ich will ihn nicht richten, — aber er macht seine Behauptung als bereits überwiesener Deserteur und zudem hat er seinen Aussagen die Tage her schon zweimal umgeschwenkt. Die Herren wissen es selbst. — Ich für meine Person erwarte ruhig das Schicksal Gottes, was der wird vorgesehen haben, und das bei meiner priesterlichen Würde, weil es das Sakrament der heiligen Beichte angeht."

Schulz sagte: "Nun, ganz ungeschickt ist Ihre Verteidigung nicht, geistlicher Herr. Doch wohl alle Herren hier sind einer Ansicht mit mir, daß Sie infolge der bestimmten Angaben des Nentwich überwiesen sind, wenn auch der Fall nicht gerade schon so steht, daß man gleich ein "schuldig" sprechen kann."

"Ja, ja, ganz richtig!" rief v. Chambaud. Von Traubenthal nickte zustimmend. Von Pichler zuckte mit keiner Wimper. Als das Protokoll zu unterzeichnen war, unterzeichnete auch er wie alle übrigen. Beide Gefangenen wurden in die Gefängnisse abgeführt. So geschah es Mittwoch, den 14. September 1757.

5. Im letzten Verhör.

Lange Wochen einsamster Gefangenschaft kamen nun für den armen Geistlichen. Man ließ ihn im kleinen, schmalen, einfensterigen Raume auf der Bastion am Böhmischen Tore. Sein Bruder Augustin hatte es erreicht, daß er ihm die nötige Nahrung schicken durfte; so bot sich auch Gelegenheit, ihm Bücher zu senden und einigen Verkehr zu pflegen, wenn sich auch nie mehr Gelegenheit fand, daß sich die Brüder sprechen durften.

Unglücklich aber war Pater Andreas trotzdem nicht. Er wußte sich zu beschäftigen und in der Einsamkeit und in der Stille gedeiht gerade das Edelste in edlen Menschen.

Indessen rollte draußen das Rad der Ereignisse, das sich am schnellsten dreht in Kriegszeiten. Pater Andreas erfuhr von dem freilich nichts. Aber bei seinen Lieben in der emsigen Stadt draußen weckte es Hoffnungen. Das Kriegsglück hatte sich gewendet. War in der ersten Hälfte des Jahres König Friedrich weit ins Böhmerland eingedrungen, so drängten jetzt die Österreicher immer weiter gegen Schlesien heran. Anfang Oktober brach General-Feldwachtmeister Freiherr Franz Ernst von Jahnus mit 6000 bis 8000 Mann bei Lewin ein, stieß unaufhaltsam vorwärts, nahm Reinerz, dann Neurode und schon Mitte Oktober war das Korps in Habelschwerdt.

Die Nachrichten davon kamen selbstverständlich auch nach Glatz. Es war so am 17. Oktober; Oberkaplan August Faulhaber ging eben über den oberen Marktplatz, da begegnete ihm ein Habelschwerdter Bürger, den er schon von früher her kannte. Pater Augustin war, wie gewöhnlich seit den letzten Ereignissen, tief in trübes Sinnen versunken, das ungewisse, sich Woche auf Woche hinausschleppende Geschick des Bruders lag ihm schmerzlich auf der Seele; er trug schier schwerer daran als Pater Andreas selbst, denn obschon ein braver, seeleneifriger Priester, hatte er doch nicht im gleichen Maße die geistige und asketische Schnellkraft wie der viel beweglichere, auch künstlerisch veranlagte und mit einem gewissen Heroismus ausgestattete Bruder. Dazu kam auch ein anderer Umstand: Pater Andreas wußte, daß er eingeschlossen im Kerker, festgehalten durch eine starke, wenig gewogene Behörde und durch eine sehr verhängnisvolle Aussage, gar nichts

tun konnte zu seiner Befreiung oder auch nur sich die Lage zu erleichtern; daher ergab er sich ohne jeglichen Widerstand in sein Los und gewann eine ganz leidliche Herzensruhe. Anders sein Bruder Augustin; der versuchte dies und das, den Bruder zu befreien, wälzte hiefür immer neue Pläne im Kopfe, und da sie schließlich doch alle mehr oder weniger aussichtslos waren, fühlte er die brennendste Unruhe; ja, eine tiefe Schwermut nahm ihn immer mehr gefangen. Diese Schwermut hemmte ihn auch allgemach an der Arbeit; er fühlte, daß er sich zerstreuen müsse; um so mehr fühlte er sich getrieben, seine gewohnte Leutseligkeit anzuwenden, die auch ihn beim Volke überall beliebt gemacht hatte und die er als väterliches Erbe mit dem stets freundlichen Bruder Andreas teilte, und so sprach er auch auf der Straße möglichst viele Leute an. Heute darum auch mit doppeltem Eifer den Mann aus Habelschwerdt.

"Aber, aber, Herr Kohl!" rief er ihm schon von weitem entgegen, "auch wieder einmal von Habelsabel nach Glatz gekommen?"

Kohl war ein strammer, rühriger Mann, dem man den ehemaligen Soldaten schon in Gang und Haltung und Sprechweise ansah: "Ei, jawohl, Herr Oberkaplan!"

"Geschäfte? Oder hat's sonst was Neues? — Wie steht's in Habelschwerdt in diesen Kriegsläuften?"

Kohl's Blauaugen flackerten etwas unsicher, doch bald fand er sich, er sprach hastig und leise: "I nu, Ihnen, Herr Oberkaplan, kann ich ja wohl trauen! — Für den Magistrat bin ich da. Wichtige Auskünfte! — Denken Sie sich, die Österreicher sind schon bei uns!"

"Was nicht gar? — Daß sie bereits in Lewin und Reinerz sind, habe ich gehört. — Doch nun schon in Habelschwerdt und wohl auch Mittenwalde? — Die machen verflixt rasch!" —

"Jawohl!" sagte der andere. "Und furchtbar energisch greifen sie an." Vorsichtig sich umdrehend, zog er ein Schriftstück aus der Tasche und reichte es Pater Augustin hin. Der nahm es und las.

"Was ein Manifest vom Anführer? Von General Jahnus?"

Der andere nickte. Augustin las:

"An sämtliche Einwohner des Habelschwerdter und Mittelwalder Kreises der scharfe Befehl: den preußischen Truppen fortan weder Proviant noch Fourage (Viehfutter) zu liefern, den preußischen Deserteuren alle Hilfe zu leisten, dagegen die österreichischen Ausreißer nach Kräften aufzugreifen, alles, was von preußischen Truppenbewegungen usw. bekannt werde, dem nächsten österreichischen Offizier anzuzeigen und die in den Dörfern von den Preußen errichteten Blockhäuser und Wachthütten einzureißen. — Ungehorsame Ortschaften werden mit Feuer und Schwert, widerwillige Untertanen, namentlich Schulze, Geschworene und Richter werden mit den schärfsten Leibes- und Lebensstrafen bedacht werden. Das ganze Land hat Ihre Römisch-Kaiserliche und Königliche Majestät als den rechtmäßigen Erbsouverän zu betrachten und demgemäß in allen Fällen das allerhöchste Interesse und die Wohlfahrt der allergnädigsten Kaiserin Theresia möglichst zu befördern."

"Was sagen Sie dazu?" fragte der Mann.

"Sehr kräftig klingt es. Die wollen wohl die Grafschaft wieder zurückhaben? — Sind sie denn sehr stark? Sitzen sie sehr fest?"

"Jawohl, sehr feste! Rasch wie der Teufel sind sie und wie Grobschmiede greifen sie zu. General Fouqué wird genug zu tun haben. Ich bin vom Magistrat geschickt Nachricht zu bringen und Hilfe zu holen!"

Pater Augustin erhob drohend den Zeigefinger und sagte lächelnd: "Ach, ach, Vetter Kohl, ein sehr gefährliches Ding! Denkt an Weib und Kind!"

"Ganz richtig! Doch e i n e r muß gehen! — Als altgedienter Soldat habe ich noch Mut genug und Treue für meinen König!"

"Brav!" sagte Pater Augustin, "Gott schütze Euch, Vetter Kohl!"

"Mich deucht, er werd' es tun! — Doch ich hab' Eile!" Damit wandte er sich zum Gehen, dem Rathaus zu.

In Gedanken versunken blieb der stattliche Geistliche zurück. Ohne daß er es wollte, fühlte er, was er vernommen, wie ein Licht im Dunkel, wie einen Hoffnungsstrahl: wenn die Österreicher weiter vordrängen, wenn sie auch Glatz eroberten, ach, dann würde der Bruder ja frei und sollten die Preußen auch wieder eine Rückeroberung zustande bringen, wenigstens flüchten könnte er indessen!

Aufmerksam beobachtete er nun in den folgenden Tagen auch das Reden und Treiben der Besatzung. Sie war sichtlich aufgeregt geworden. Truppen gingen und kamen. Man hörte von verschiedenen Ausfällen gegen die Österreicher, von Erfolgen und Mißerfolgen und etwa zwei Wochen später kam gar die Nachricht: daß die Österreicher auch den Warthapaß besetzt hatten und so die Truppen Fouqués von Schlesien abzuschneiden begannen. Pater Augustin freute sich ob seines Bruders.

Doch wie ein böses Omen erschreckte ihn auch die Kunde, die schon am 24. Oktober sich blitzschnell in Glatz verbreitete, daß der Habelschwerdter Bürger Kohl, den er noch vor wenigen Tagen selbst gesehen und gesprochen hatte, von den Österreichern aufgegriffen und gerade tags vorher, am 23. Oktober, auf einer kleinen Sandinsel unter der Edelbrücke, der Altwalkersdorfer Brücke, ohne Pardon aufgehangen worden sei.

Pater Augustin schauderte es. Ein solches Geschick eines guten Bekannten, ja Befreundeten empfindet man als doppelt gräßlich; der Geistliche sah immerfort den Galgen ganz lebhaft vor sich, daran die Leiche des Mannes, und oft und oft verwandelte sich dessen Bild in das des Bruders: oft und oft war es ihm, als hinge statt Kohl Pater Andreas am Galgen. Wie eine fixe Idee verfolgte es ihn. Mit aller Kraft kämpfte Herr Augustin dagegen. Doch eines blieb für ihn Gewißheit: die Sache seines Bruders drängte zur Entscheidung, entweder so oder so.

Und sie drängte zur Entscheidung. Bevor unvorhergesehene, plötzliche Ereignisse militärischer Art

vielleicht einen Umschwung brachten, bevor er etwa Glatz verlassen mußte oder dieses sogar belagert und gestürmt, vielleicht sogar erobert wurde, mußte doch dieser interessanteste aller Prozesse, der Prozeß gegen Pater Faulhaber, nun endlich seinen Abschluß finden; so dachte Fouqué. — Nun kam die Nachricht von der Hinrichtung des den Preußen getreuen Kohl zu Habelschwerdt, um so mehr wollte auch er den Österreichern gleichsam ein Gegenstück bieten, es sollte dieses die Verurteilung Faulhabers und deren Follstreckung sein.

Darum berief der General den Richter Schulz und dessen drei Beisitzer, v. Traubenthal, Chambaud und v. Pichler, zu sich.

Kurz und energisch gebot er ihnen, sich zu setzen und begann: "Meine Herren, die Zeit drängt; die Ereignisse überstürzen sich. Wer weiß, ob es nicht bald zu entscheidenden Gefechten kommt? Da heißt es vorher noch alles ordnen! — Mit den schwebenden Prozessen müssen wir nun ins reine kommen. Vor allem mit dem Geistlichen Faulhaber. Die Sache ist wohl spruchreif? Glauben die Herren nicht auch, daß man ruhig auf ein Schuldig erkennen kann? Wir könnten dann den Österreichern für den gehängten Kohl eine Revanche bieten. — Was glauben Sie, Schulz?"

Schulz stand untertänigst auf: "Halten zu Gnaden, Exzellenz, ich finde einmal nichts anderes als eine offenkundige Schuld. Vielleicht aber denken die Herren anders?"

v. Chambaud erwiderte rasch: "Ich einmal nicht!"

Und von Traubethal: "Ich schließe mich ganz dem an."

"Und Sie, v. Pichler?" fragte der General den stumm Dasitzenden.

"Mir ist es etwas schwer, zu antworten. Leicht könnte man es mir als katholische Voreingenommenheit auslegen."

"Machen Sie keine Umschweife! Reden Sie alles gerade heraus, was Sie denken! So ziemt es einem Militär!"

"Auch dann, wenn es dem Vorgesetzten unangenehm sein könnte?"

"Natürlich, auch dann!"

"Gut, dann sage ich, daß mir Nentwich nicht die Wahrheit zu sagen scheint, d. h. daß er mir ganz und gar nicht vertrauenswert erscheint."

"Oho!" taten die anderen.

Fouqué sah dem Offizier scharf in die Augen und sprach: "Ei, ei. — Auch ein Deserteur kann die Wahrheit bezeugen. — Ihre Anschuldigung haben Sie erst zu beweisen, Herr Leutnant!"

"Gewiß! — Zunächst könnte ich darauf verweisen, daß Nentwich selbst in der Faulhabersache wenigstens dreimal widersprochen hat."

"Ah! Ah!" machte Fouqué und winkte mit der Hand ab, "zuletzt ist er ganz fest geblieben und stets bei ein und demselben!"

"Gewiß, Exzellenz. Aber es ist auch Tatsache, daß er selbst in seinem Prozesse direkt gelogen hat, und zwar sogar gegen eigene Angehörige!"

"Wieso?"

v. Pichler zog einen Aktenbund aus der Tasche: "Da schauen Sie, Exzellenz! Hier sind die Akten zweier Nebenprozesse im Kasus Nentwich. Es handelt sich um die beiden Schwäger Nentwichs, die Bauern Dittert und Vicker, die seinen Besuch angenommen und von seiner Flucht gewußt haben, sie auch nach Kräften unterstützen wollten."

"Ach ja, ich weiß. Gerade heute habe ich ihr Urteil ausgefertigt und jeden zu einem Jahre Festungsarbeit verurteilt," fiel Fouqué ein.

"Nentwich hat sie bekanntlich selbst angegeben, wie hier in den Akten steht. Dabei hat er auch behauptet, der Bauer Dittert habe ihn nicht bloß in Reichenau besucht, sondern auch ihn und Veit eigens von Reichenau bis Stolzenau zu Vicker begleitet. — Nach eigenem Geständnis des Nentwich aber war gerade das frech und erlogen. Bitte, Ezellenz, lesen Sie, da steht es schwarz auf weiß im Protokoll."

Fouqué warf einen kurzen, wütenden Blick ins Protokoll.

"Nun ja, ja! — Aber was soll das?"

"Ganz einfach. Ich schließe so: einer, der selbst seine Angehörigen nicht schont und mit frechen, noch dazu ganz unbegründeten Lügen verfolgt, mit Lügen, die doch auch ihm selbst nicht nützen, der vermag auch über andere zu lügen, besonders wenn er, wie hier betreffs des Geistlichen, von der Lüge eine Milderung der eigenen Lage erhofft. Kurzum, ich traue Nentwich nicht!"

Eine Pause entstand. Fouqué ging erregt auf und ab.

Der Leutnant fing aufs neue an: "Das sage ich nicht als Katholik, das sage ich bloß als rechtlich denkender Mensch. Ich will keineswegs den Geistlichen retten, weil er eben ein Geistlicher meines Glaubens ist. Ist er schuldig, so soll auch der katholische Geistliche bestraft werden, wie es einmal Recht ist. Aber erwiesen muß sie sein, die Schuld. Mich dünkt aber, die Aussagen eines notorisch verlogenen Individuums wie Nentwichs seien noch lange kein Beweis, auch wenn sie fester klängen, wie sie klingen."

Fouqué blieb stehen und kaute seinen Schnurrbart.

Herr v. Chambaud rief mit spöttischem Lachen: "Kamrad Pichler, an dir ist ein Rechtsanwalt verloren gegangen!"

Der General aber brach los: "Nun gut! — So verhöre man den Faulhaber noch einmal. Meinetwegen mag er auch einen Advokaten erhalten als Verteidiger, und zwar einen seines Glaubens, wenn er will. Und damit Punktum! — Dabei bleibt es. Die Herren sind entlassen!"

So erhoben sich denn alle und gingen.

*

Am 28. Oktober war dieses Verhör. Als Pater Andreas durch die Gassen geführt wurde, sah er viele Bäume, die an so manchen Ecken und seitwärts der Straße standen, bereits kahl, herbstbraunes Laub raschelte am Boden; an der Linde aber, seitwärts des Stadtplatzes, brannte das Laub in Rot, Braun und Orange und bei jedem Windhauch flatterten die Blätter zu Boden. Eine Sterbensahnung ging auch durch seine Seele.

Deutlich fühlte er aber, wie solche Ahnungen

trügen, als er in den bekannten Verhandlungssaal trat. Wie freundlich ihm diesmal selbst der energische Schulz entgegensah! Da wehte ja plötzlich ein ganz anderer Wind!

"Hochwürden", begann Schulz, "jetzt nehmen Sie sich vorerst dort den Stuhl und setzen Sie sich!"

"O, ich kann ganz gut stehen. Ich bin es schon gewohnt", erwiderte lächelnd und bescheiden Pater Andreas.

"Nein, nein! Setzen Sie sich, ich will es."

So setzte er sich denn. — In diesem Augenblick schlug es drei Uhr nachmittags vom Pfarrturm her. Gewohnt, in kindlicher Frömmigkeit bei jedem Stundenschlag sich Gott zu empfehlen, tat es der Geistliche auch jetzt mit einem kurzen, innigen Gedanken, und da fiel ihm ein, daß eben der Aposteltag Simonis und Judae Thaddäi sei, und ein leises Lächeln ging über sein Gesicht, da er denken mußte, daß nun auch er eigentlich des Glaubens wegen vor den Richtern sei wie einst die Apostel.

Schulz wußte sichtlich nicht recht, wie beginnen; er kramte in den Schriften herum und sagte schließlich:

"Nun denn, hochwürdiger Herr, Sie haben jetzt Zeit genug gehabt, sich die ganze Lage zu überlegen. Haben Sie Ihren Äußerungen gar keine anderen beizufügen?"

"O nein, Herr Richter! Ich müßte lügen, wollte ich etwas anderes sagen. Es ist so, wie ich erklärt habe."

"Aber, Hochwürden? — Warum wollen Sie nicht endlich gestehen? In Neisse war ein ganz ähnlicher Fall mit einem Dominikaner, der hat doch auch selbst es bereits eingestanden, wie wir berichtet sind. Warum sollten nicht auch Sie gestehen?"

Pater Andreas zuckte die Achseln: "Wenn er schuldig war, tat er recht, zu gestehen. Auch ich wollte gestehen, wäre ich schuldig. — Meine Herren! Wie stellen Sie sich vor, daß ein katholischer Beichtvater, der es mit der Heiligkeit des Beichtinstitutes ernst nimmt, sich hinreißen lassen könnte, solche Umtriebe zu machen? Das wäre doch ein höchst sündhafter Mißbrauch des Beichtstuhles; denn der ist doch kein Ort politischer Agitation. Bei uns Katholischen ist es doch auch wahrhaftig nicht Brauch, nach auferlegter Buß und erklärtem Jurament viel zu reden und zu schwätzen."

Die Herren sahen einander an. Pater Andreas schien es als hätte seine kindlich freimütige Rede nun doch auch sie überzeugt. Leutnant v. Pichler nahm das Wort: "Herr Kaplan! Se. Exzellenz hat gestern ausdrücklich erlaubt, daß Sie sich einen Advokaten unseres katholischen Glaubens nehmen, der Sie verteidigt und die verwickelte Sache ins rechte Licht rückt. Ich rate Ihnen, nehmen Sie das Angebot dankbar an."

Pater Andreas schaute freudig überrascht zum freundlichen Sprecher hinüber. Doch sofort erklärte er: "Ich danke auch Se. Exzellenz für den gewiß gut gemeinten Vorschlag. Doch habe ich auch ein für allemal meinen Gott als Beschützer angenommen. Ihn habe ich Zeit meines Lebens nicht verlassen. Drum will ich auch jetzt nach dem Zeugnis der Schrift meine Hoffnung nicht auf Menschen setzen. Ich werde nicht von Gott verlassen werden, wenn ich auch, wie Josef vor Zeiten, im Kerker verschlossen bleiben sollte."

Herr Schulz fiel ein: "Das ist ja alles recht ideal! — aber auch ich rate Ihnen ganz unmaßgeblich, jedoch nicht minder ernstlich, sich einen Advokaten zu suchen."

Und Herr v. Chambaud sagte: "Sie begreifen wohl die Tragweite Ihres Falles nicht?"

"Das meine ich auch", bestätigte Herr v. Traubenthal, "eine so eminent wichtige Militärsache ist nicht einmal im Frieden, geschweige denn im Kriege eine Kleinigkeit!"

Pater Andreas hatte der Reihe nach jedem der Sprecher ins Gesicht geschaut und sein Auge ruhte nun auf Leutnant v. Pichler, der ihm, obschon auch alle heute ganz freundlich redeten, von allen als der wohlwollendste erschien. Dieser nickte ihm zu und sagte mit freundlichem Ernst: "Hochwürdiger Herr, nehmen Sie das Angebot an. Ich fürchte sehr, Sie begehen eine Unklugheit, wenn nicht gar eine Dummheit, wenn Sie es ausschlagen."

Doch eine merkwürdige Festigkeit hielt den Geistlichen befangen, er widersetzte: "Ich vertraue auf meine gerechte Sache; ich habe keinen Advokaten vonnöten, es ist mir genug, daß mein Ankläger mich für unschuldig ausgeredet und es mit einem Eide bestätigen wollte. Im übrigen bleibe ich mit Gott vereinigt und Ihro Exzellenz der Herr General wird gar wohl aus meinem Examen eine gerechte Sentenz zu fällen wissen."

Die Herren schüttelten die Köpfe und Schulz sagte kurz: "Dieser wird sich keine Zeit nehmen zu durchsuchen."

"Dann ersuche ich, daß der Herr Festungskommandant D'O, der doch auch als Italiener ein Katholik ist, diese Arbeit auf sich nehmen möchte."

Auch auf dies antwortete Schulz kurz: "Auch dieser hat keine Zeit, es muß durch einen Advokaten geschehen."

Pater Andreas wurde nun unsicher. Mit Mitleid erkannte Leutnant v. Pichler in den kindlich-offenen Zügen des Geistlichen ein Etwas, das verriet, wie er überhaupt der Gutherzigkeit des Vorschlages nicht mehr traute.

Pater Andreas sagte: "Warum sollen denn dann neuerlich Examen und Sitzung sein?"

Da zuckte es fast spöttisch über des Geistlichen Gesicht, es war, als wollte er sagen: "Aber, meine Herren, da sehe ich doch, daß man nicht die Wege des Rechten gehen will"; wenigstens dachte er so. — Es hat doch weiter keinen Zweck, ich bleibe bei dem, was ich erklärt habe."

Damit erhob er sich. Leutnant v. Pichler rief erregt: "Nein, nein, Pater Andreas! Nicht so! Nicht so! Es ist unklug!"

Schulz unterbrach ihn: "So lassen Sie ihm ruhig seinen Willen! Hochwürdiger Herr, Sie sind entlassen für heute."

So wanderte er wieder in seinen Kerker zurück.

*

Doch nicht lange mehr sollte er dort sein. Drei

Tage später, am 31, Oktober, brachten sie ihn hinauf auf die Festung ins — Stockhaus.

Als nämlich die Gerichtsherren dem Herrn General Faulhabers Antworten hinterbrachten, erklärte er kurz:

"So soll er denn bei seinem Entschluß bleiben, ich habe den meinen auch schon gefaßt. Die Ereignisse drängen, bald wird es "reiten" heißen. Dann komme ich mit dem König zusammen: ihm selber werde ich die Sache vortragen, dieser selbst soll entscheiden. Indessen bringe man Faulhaber auf die Festung, denn Glatz dürfte bald in Belagerung kommen, da ist die Bastion am Böhmischen Stadttor nicht mehr sicher genug."

Und so geschah es.

6. Auf der Festung im Stockhaus.

Aus tiefster Einsamkeit kam nun Pater Andreas in wüstesten Lärm; aus langer, freier Muße, in der er mit fleißiger, zarter Hand Strichlein um Strichlein in seinen Zinnbecher geritzt hatte in köstlichem Zeitvertreib und die zierlichen Ornamente und Verhandlungsbilder auf den silbrig glänzenden Grund gezaubert hatte, die wir heute noch bewundernd glitzern sehen, kam er in reiche Arbeit: zum Gravieren auf seinem Becher hätter er nun wohl keine Zeit mehr gefunden, denn nun sollte er auf anderen Grund seine Bilder ritzen, und zwar auf den Grund menschlicher Herzen.

*

Als er am 31. Oktober, am bereits winterfröstelnden Vorabende von Allerheiligen, im düsteren Stockhause ankam, begrüßte ihn ein wüstes Gejohle.

"Da schaut's ock her," schrie einer, "a Pfaffla, a Pfaffla! Wast hast denn du ausgefrassa, daß da zu uns 'rene kommst ins Speckkistla?"

Verwirrt schaute der Geistliche sich um. Wahre Galgengesichter grinsten und glotzten ihm entgegen: Diebe und notorische Mörder waren da.

Ein zweiter rief: "Hast du auch ene kaltgemacht wie ich, daß d' da bist, Pfaffla?"

"Ach wo," lachte ein anderer, "dazu ist ein Pfaffla viele zu sehr feig; hat er dock ock a Kittala an wie die Weiber!" Damit meinte er Faulhabers langen, wallenden Talar, den er immer noch trug.

"Oder hast biehmschen (böhmischen) Zirkla gemacht, Pfaffla?" hönte ein anderer, "hast wohl gestohla, daß du da 'ren kimmst? Das laß ock uns, da biste viel zu wenig gefinkelt derzune!" Damit ergriff er den Geistlichen an der Schulter und schüttelte ihn derb. Die anderen lachten grell auf.

Pater Andreas war es im ersten Augenblick, als säße er nun leibhaftig in der Hölle. Ein Grausen packte ihn, ein Ekel, am liebsten hätte er sich in den tiefsten Winkel verkrochen. Schier das Weinen stand ihm nahe.

Nun trat gar ein roher, giftiger Geselle vor ihn und spuckte vor ihm aus: "Wenn i so 'n Pfaffa seh', hab' i schon gefrassa. San doch alles Luderschschwindla, sagen, 's gibt an Herrgott, und es gibt doch ken. Das weeß ich besser, denn wenn's en gäb' hätt' er schon längst alle Pfaffen mit dem Dunder derschlä'n! — So muß es unserener tun", und er holte mit der Hand zum Schlage aus. Pater Andreas wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück.

Doch da trat plötzlich ein hagerer Mann aus dem Hintergrunde und drückte dem rohen Kerl den Arm nieder: "Werd'ts ock aufhören, ös Schlackerment! Was hat euch der Geistliche getan? Das ist ja der Pater Andreas von der Glatzer Pfarr', und der hat gerad'so nix angestellt wie ich und mein Schwager. — Vicker! Vicker!" rief er, und aus der anderen Ecke des Gefängnishofes kam auf den Ruf ein kleiner, dicklicher Bauer herbeigegangen.

"Da schau, jetzt ist Pater Andreas auch da, jetzt sind wir alle drei beisammen, die der Ludersch-Nentwich herein'bracht hat!"

"Grüß Gott, Hochwürdiger!" sagte Vicker und reichte ihm herzlich seine breite Bauernhand, "also send wir Leidenskameraden."

"Ihr seid auch wegen des Nentwich da?" staunte Pater Andreas.

"I nu eben!" sagte der lebhaftere Dittert, "wir sind seine beiden Schwäger, ich der Bauer Dittert von Altwilmsdorf, wo er derheme is, der da der Bauer Vicker von Stolzenau. Beide hat er uns eingesponnen, und daß er auch Herrn Kaplan versponnen hat, haben wir schon lange gehört. Aber wenn er auch über Herrn Kaplan so infam gelogen hat wie über mich, dann sind Sie so unschuldig wie mein dreijährig Jüngle derheme, nach dem mir so bange is. Erzählen Sie doch mal, was er über Sie geklatscht hat!"

Und Pater Andreas mußte erzählen. Er tat es kurz und schonend, ja als Dittert auffuhr: "Aber so 'n Aas!", sagte er: "Er wird sich nicht anders zu helfen gewußt haben, geht es doch um seinen Hals." "Als ob es besser wär', wenn es Ihnen an den Hals ging'!" ereiferte sich Dittert. "Was hat er davon, daß z. B. wir zwei jeder ein Jahr Zuchthaus abgekriegt haben! Der Vicker da und ich!"

"Ein Jahr Zuchthaus!" bemitleidete Pater Andreas, "o ihr Armen!"

Die anderen Sträflinge waren im Kreise um die drei herumgestanden und hatten stumm zugehört; einer stieß nun den verwitterten Gesellen an, der dem Geistlichen hatte einen Schlag geben wollen; flüsternd fragte er ihn: "Nanu, was sagste zu dem neuen Kameraden?"

Laut und ungeniert redete der: "Ach was, der Pfaffe ist ock auch en armes Luder!"

So derb die Rede war, Pater Andreas tat sie wohl; er sah, daß ihm die Herzen nicht unverschlossen blieben. Lächelnd sah er sich im Kreise um und sagte:

"So sind wir halt Kameraden. Wollen gut auskommen miteinander!"

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Es gibt heute 820 399 455 Christen auf Erden. Davon sind 484 077 000 katholisch. 128 807 800 gehören der orthodoxen Kirche an, und 207 514 626 sind protestantisch, d. h. Mitglieder der ein paar Hundert verschiedenen protestantischen Sekten. Mehr als 50% der Christen unserer heutigen Welt sind demnach katholisch. Ob Christi Kirche auf Erden auch schneller wachse und sich weiter in der Welt verbreite als die anderen nichtkatholischen christlichen Gemeinschaften? Amerika hat heute 617 katholische und 5930 protestantische Missionare in Afrika. In Latein Amerika: 2127 katholische, und 4233 protestantische; in Asien 1919 katholische und 6575 protestantische Missionare. Wir selbstverständlich sind überall **e i n e** Kirche, **e i n** Glauben, während die Protestanten verschiedene Evangelien predigen. Doch: Wir müssen unseren Missionsgeist weiter und glaubenshöher werden lassen! Unsere Priester-Studenten-Bursen wollen helfen der Kirche Missionare zu erziehen.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$837.50
A. Thieringer, Venice, Calif.	3.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss Kay Ehman, Regina, Sask.	40.00
Eine Leserin, W. Sask.	10.00
	$895.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,163.01
Mrs. Anna Meyer, Vancouver 16 B. C.	1.00
Mrs. J. Fischer, Regina, Sask.	5.00
A. Schwebius, Wilkie, Sask.	2.00
Mrs. Wildeman, Cloverdale, B. C.	5.00
Ein Leser, Claybank, Sask.	5.00
Mrs. Zimmerman, Regina, Sask.	5.00
A. Binder, Vancouver, B. C.	8.00
	$7,194.01

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,037.87
Appolonia König, Kelowna, B. C.	2.00
Ein Leser, Spalding, Sask.	2.00
Miss H. Hauck, Medicine Hat, Alta.	5.00
	$2,046.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Friedrich Pustet,
REGENSBURG, Germany

Läuterung hier oder im Jenseits – Zu einem neuen Buch von Pfarrer Dr. theol. Jakob Bergmann: 272 Seiten, kartoniert DM 9.50, Leinen DM 12.00

Wider die Verkümmerung geistlichen Lebens – Man glaubt gar nicht, wie viel und was für gescheite, hochvernüftige Leute des öffentlichen Lebens sich Rat bei Hellsehern, Astrologen, Handlesern und Kartenlegerinnen suchen (Luise Rinser).

Dises neue Buch von **Bergmann: Läuterung hier oder im Jenseits,** das auf klaren theoligischen Einsichten und bei aller spürbaren Wärme für das behandelte Anliegen auf nüchterner, aber keineswegs trockener Betrachtungsweise aufbaut, bannt in der Lektüre, ist frei von jeder mystizistischen Anwandlung, behandelt dabei ein überaus zeitgefordertes Problem, dessen ernste Beachtung zu einer vertieften Religiosität wesentlich beitragen kann, weil ganz neue Zusammenhänge sichtbar gemacht und behandelt werden.

Mitbestimmend dafür, daß dieses Buch geschrieben wurde, ist die Wahrnehmung, daß das weite schöne Land der Mystik für viele fast verloren und vergessen, unbekannt und unerschlossen ist. Bergmann lehrt uns, **Aszese und Mystik** in ihrer organischen Verbindung zu sehen; es ist zugleich der Versuch, das Gebiet der Aszese und Mystik unter dem Gesichtswinkel der Läuterung darzustellen. Die Mystik gehört dazu. Sie ist nichts Fremdes oder gar Abwegiges, sie ist vielmehr die Krönung des Baues und das Schönste an ihm.

Nicht bloß Angehörige des geistlichen Standes, sondern auch ehrlich strebende Laien werden zu diesem Werk mit stets neuem Gewinn und mit einem steigenden geistigen Bedürfnis greifen.

Der Interessenkreis ist etwa der gleiche wie für Bremond, "Das wesentliche Gebet", und Löhr, "Das Herrenjahr".

Alfred Läpple – **Kleines Urkundenbuch des katholischen Glaubens** – In einer Zeit, da Schlagworte religiöse Unklarheiten stiften, ist die klare Kenntnis des katholischen Glaubens für jeden Laien von entscheidender Bedeutung. Dieses kleine Urkundenbuch mit 250 Lehräußerungen der Kirche will die jungen Menschen, aber auch die Erwachsenen an die Quellen der katholischen Glaubenslehre und damit zugleich zur Ehrfurcht und zum tieferen Verständnis der göttlichen Wahrheit führen. Nicht, was dieser oder jener Theologe gesagt hat, sondern was die katholische Kirche selbst über die Geheimnisse des Glaubens in ihren Lehrverkündigungen ausgesprochen hat, ist hier knapp und übersichtlich zusammengestellt. Die thematische und chronologische Anordnung ermöglicht ein rasches Auffinden bestimmter Lehrsätze und einen Einblick in die Dogmengeschichte.